Die

Frau von neunzehn Jahren.

Roman

von

Hugo Lubliner.

(Hugo Bürger.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.
1887.

I.

Frau von Mering befand sich in keiner beneidenswerthen Lage. Vier volle Jahre hatte sie darauf verwendet, den Grafen Karl von Radmer zu bewegen, ihr seine Hand anzubieten. Sie glaubte ihr Ziel erreicht zu haben, denn Ende Juli vor seiner Reise nach Scheveningen hatte er sie mit einem bedeutungsvollen Lächeln gefragt:

„Nicht wahr, also im September in Baden-Baden?"

Sie hatte gezögert und ihm dann herzlich die Hand entgegengestreckt und dazu ausgerufen:

„Nun wohl, so sei es!"

Man verabredet nicht ohne Absicht mit einer Dame von Welt ein Zusammentreffen in

Baden-Baden, man küßt nicht ohne Absicht so rasch und heftig die Hand bei ihrer Zusage, und man geht auch nicht ohne Absicht vorher nach dem ruhigen Scheveningen, um sich zu erfrischen und zu erneuen. Vor Allem aber fängt man nicht, ohne einen ganz bestimmten Zweck zu verfolgen, wenige Tage nach der Abreise einen Briefwechsel an, wie es der Graf gethan hatte. Es waren keine schriftlichen Liebeserklärungen, welche die Baronin empfing, aber der Ton der Briefe war ein so vertraulicher, die Ausblicke auf die Zukunft kehrten in ihnen so oft wieder, daß an dem Entschluß des Grafen kaum noch ein Zweifel zulässig erschien.

Frau von Mering hatte für ihren Sommeraufenthalt einen kleinen thüringischen Badeort gewählt und sich dort ehrlich gelangweilt, bis am Ende des August ein übermüthiges, aber durchaus formvolles Briefchen von dem Grafen eintraf, in welchem er sie abermals an ihr Ver-

sprechen, nach Baden-Baden zu kommen, erinnerte. Das war mehr, als sie erwartet hatte. Der nächste Schnellzug führte sie nach Berlin, und in den folgenden Tagen sah man den Wagen der Frau von Mering stundenlang vor den namhaftesten Modemagazinen der Weltstadt halten.

Innerhalb acht Tagen waren die vier eleganten Toiletten abgeliefert, welche ihr für den großen Feldzug dieser Herbstsaison nöthig erschienen.

Frau von Mering durfte sich der Siegesgewißheit überlassen, denn sie war immer noch eine schöne Frau; ihr Profil war vornehm, ihre Augen waren dunkel und sprechend, ihre braunen Haare waren wegen ihrer Fülle berühmt. Sie war groß, und alle ihre Glieder zeigten ein seltenes Ebenmaß; ihre Haltung war die einer Frau, welche sehr gut weiß, daß sie am besten in ganzer Figur wirkt.

Der Graf war bereits in Baden-Baden ein-

getroffen, sie wußte das, aber sie wollte erst die Wettrennen vorübergehen lassen, bevor sie abreiste. Sie sagte sich: Der Graf ist kein Sportsman, aber er wird sich verpflichtet halten, drei Tage hintereinander den Weg nach Iffezheim in Staub und Hitze hin und zurück zu machen, ein Vergnügen, welches selbst bei Benutzung der besten Wagen und Pferde mit dem Zweifel an der eigenen gesunden Vernunft endet, er wird bei den Damen auf den Tribünen und auf dem Rasenplatze Vergleiche anstellen, die zu ihren Gunsten ausfallen müssen, schließlich wird er vier Nächte hindurch spielen und stark verlieren. Darüber wird er sich ärgern, wie alle Menschen, die Etwas zu verlieren haben, und dann — dann wird sie erscheinen, als tröstender, rettender Engel.

Frau von Mering traf also erst am siebenten September in Baden-Baden ein und stieg im Hotel d'Angleterre ab. Der Graf stattete ihr sofort einen Besuch ab, welcher über eine halbe

Stunde dauerte, und der wohl nicht so ganz nach ihrem Wunsch ausgefallen sein mußte, denn als das Kammermädchen später eintrat, fand sie die Baronin am Fenster stehend und mit den Fingern nervös auf den Scheiben trommelnd.

Am anderen Tage machte ihr der Graf keinen Besuch, aber er traf sie auf der Promenade, und sie dinirten zusammen. Als gegen Abend das Kammermädchen in das Zimmer der Baronin trat, erschrak sie fast über die Züge ihrer Herrin, die ihr starr und drohend erschienen. — Aber als die Baronin eine rasche Bewegung machte, war das Mädchen überzeugt, daß die schlechte Beleuchtung die Täuschung hervorgebracht hatte. Jedoch vier Tage später stürzte die Dienerin infolge eines raschen Klingelns in das Zimmer ihrer Herrin, diese Züge waren wieder da, starrer und entsetzlicher als damals. Die geängstigte Zofe schrie:

„Gnädigste Frau! Gnädigste Frau!"

Sie erhielt keine Antwort, sie faßte ihre Herrin bei der Hand und rief:

„Gnädigste Frau!“

Die Baronin war leblos. Das Mädchen eilte in das Schlafzimmer, nahm was es fassen konnte, Wasser, Parfüm, Toiletteessig, wusch ihrer Herrin die Hände, das Gesicht, riß ihr die Kleider auf, öffnete die Fenster, kurz, machte das Gescheidteste, was es thun konnte, aber die Ohnmacht wollte nicht weichen. Sie warf sich nun vor der Leblosen auf die Kniee, faßte die Baronin bei beiden Händen, rüttelte sie und schrie dabei immer:

„Gnädigste Frau, liebe gute gnädigste Frau, wachen Sie doch auf!“

Endlich kam die Baronin wieder zu sich, mit dem elenden Erwachen, das jeder Ohnmacht folgt. Sie sah während einer Weile in's Leere, erkannte dann das zu ihrer Hilfe herbeigeeilte weinende Mädchen und zog das arme Kind zu sich hinauf, faßte es mit beiden Händen bei dem

Kopfe, drückte einen Kuß auf seine Stirn und rief lachend und weinend:

„Du warst also da, es war doch Jemand da, ein Mensch, ein Mensch! Diese Thränen werde ich Dir nicht vergessen. Geh jetzt, mein Kind. — Geh!“

Das Mädchen, welches seine Herrin wirklich liebte, zögerte.

„Geh, Marie, geh,“ sagte die Baronin mild. „Du siehst, ich fühle mich wieder wohl — ganz wohl.“

Das Mädchen gehorchte.

Nein, die Barorin befand sich in keiner beneidenswerthen Lage. Sie hatte eine Schlacht verloren, die entscheidende Schlacht.

Und von wem war sie geschlagen worden? Sie hatte ihre Gegnerin gesehen, gesprochen und sie war sich sofort bewußt, daß ihre Niederlage eine vollständige sei. Nicht einmal ein ehrenvoller Rückzug war für sie möglich. Mit Allen hätte

sie es aufgenommen, mit den Klügsten, mit den Raffinirtesten, mit den Tugendhaftesten, wenn es hätte sein müssen, vielleicht auch mit den Lasterhaftesten. Aber da stand plötzlich der furchtbarste Feind vor ihr, der siegreichste, so lange es eine Welt und in dieser Welt eine Liebe giebt: die Jugend!

Sie hatte sie gesehen, die Tochter des Fürsten Guranoff, in der überwältigenden Pracht ihrer achtzehn Jahre. Sie selbst, die Rivalin, hatte den Zauber gefühlt, den die vollendete Schönheit der Linien, die Grazie der Bewegungen, der Wohlklang der Stimme dieses Mädchens ausstrahlten, und er, der Graf, hätte diesem Zauber entgehen sollen?

Nein, da war Nichts mehr zu thun! Das war stets die einzige Gefahr gewesen, die ihr gedroht hatte: eine sinnliche Liebe des Grafen, die keinen anderen Ausweg offen ließ, als die Ehe. Denn über zwei andere Liebesgeschichten des Grafen,

die während ihrer langen Bekanntschaft gespielt hatten, war sie ruhig hinweggegangen; die Ehe war dabei niemals in Frage gekommen.

Es ist wahr, sie hatte den Grafen niemals geliebt, aber viele andere Gründe machten ihr diese Ehe begehrenswerth. Er war reich, und die Baronin, ohne geldgierig zu sein, konnte sich kein auch nur erträgliches Leben denken, das ihr nicht die Erfüllung aller launenhaften Wünsche versprochen hätte. Die Natur des Grafen war, im Grunde genommen, eine rohe, sie wußte das, aber wunderbarerweise fühlte sie sich nicht davon abgestoßen; sie hatte vier Jahre an der Seite eines kränklichen Mannes vertrauert, und sie sah Gesundheit dort, wo eine Andere die Rohheit geahnt hätte. Die Bildung des Grafen war oberflächlich und nichtssagend, aber er stieß selten damit an; seine äußere Erscheinung war vornehm — kurz; sie hatte sich mit dem Gedanken, ihn zu heirathen, so vertraut gemacht, daß sie das

Fehlschlagen ihrer Hoffnungen nicht weniger tief empfand, als eine andere Frau das Zerreißen eines innigen Liebesverhältnisses gefühlt hätte.

Und zu all' dem kam die unerwartete furchtbare Demüthigung. Dieser Mann konnte also lieben! Sie hatte so oft seine erborgten und auf dem Wege gefundenen Geistreicheleien ertragen, er war ihr dabei stets herzlich dumm erschienen, aber jetzt erschien er ihr fast klug mit seinen tölpelhaften Aeußerungen über Liebe.

Niemand konnte behaupten, daß sie sich mit dem Grafen compromittirt habe, aber die Welt kannte ihre Hoffnungen und ihre Wünsche, mehr noch, sie billigte dieselben, denn die Baronin von Mering war in der Gesellschaft beliebt — man erwartete diese Ehe, und nun . . .

Sie wagte nicht, diesen Gedanken zu verfolgen. Man wird sie nicht verspotten, man wird keine Schadenfreude äußern, man wird sie bemitleiden. Das war zu viel!

Und dies Alles war so plötzlich, so jäh über sie gekommen, daß sie nicht nur keinen rechten Plan für die Zukunft fassen konnte; selbst für den nächsten Tag, für die nächste Stunde fehlte ihr jede Sicherheit in ihrem Handeln. Sie hatte nur die Wahl zwischen Bleiben und Abreisen. Beides war gleich erniedrigend.

Die Baronin wurde durch ein Klopfen aus ihrem dumpfen Brüten geweckt. Der Kellner überreichte eine Karte. Die Baronin sagte:

„Ich lasse bitten."

Der Kellner verschwand, die Baronin fuhr mit leichter Hand über ihre Frisur, richtete sich hoch auf und murmelte vor sich hin: „Das war das Letzte."

In der That, das war das Letzte, was das hassende Schicksal dieser gequälten Frau zufügen konnte.

Herr von Korbach hatte sich bei ihr melden lassen, Herr von Korbach, dessen Mutter eine

Gräfin Radmer war, der unbestrittene Erbe des Grafen, wenn dieser ihm das Vergnügen bereiten wollte, vor ihm, unverheirathet oder doch wenigstens kinderlos zu sterben. Die Hoffnungen des Herrn von Korbach mußten freilich jedem Fremden fast unberechtigt erscheinen, denn er war einige Jahre älter als der Graf. Aber bei einem Vergleich zwischen dem zügellosen Leben des Grafen und dem eigenen ruhigen Dasein war Herr von Korbach wohl berechtigt, den Altersunterschied nicht übermäßig in Anschlag zu bringen. Herr von Korbach war früher leidlich mit Frau von Mering befreundet gewesen, seit vier Jahren hatte er sie auffällig gemieden. Man kann nicht aufrichtiger sein, man kann nicht deutlicher sagen: „Du willst den Grafen heirathen, Du machst mir sechs Millionen streitig, ich bin Dein Feind.“ Das war klar, das war verständlich und in gewisser Beziehung wie alles Klare und Verständliche auch vornehm.

Aber aufzutauchen in dem Augenblick, in dem

alle ihre Wünsche Schiffbruch erlitten hatten, aufzutauchen als Leidensgefährte, um ihr zu sagen: „Tröste Dich mit mir," oder gar, um ihr ein Bündniß gegen den gemeinsamen Feind, vor dem sie bereits die Waffen gestreckt hatte, anzubieten, das war nichtswürdig, das war eine Beschämung, die sie nicht verdient hatte. Und dieses Gefühl, mehr zu sein als der, den sie erwartete, gab ihr mit einem Schlage die ganze Sicherheit und Ruhe wieder.

Herr von Korbach trat ein. Ein Mann nahe an fünfzig, zieht er Vortheil von seinem jovialen Aeußeren, seinen breiten Manieren des Gutsbesitzers und von der Berechtigung, unangenehme oder gewagte Dinge in väterlichem Tone zu sagen.

Nachdem die Begrüßung, die von beiden Seiten mit musterhafter Unbefangenheit gespielt wurde, vorüber war, ließ sie ihren früheren Feind mit dem Antrage eines Bündnisses ruhig an sich herantreten.

Herr von Korbach platzte auch richtig bald heraus:

„Lassen Sie uns frisch vom Herzen herunter sprechen. Was sagen Sie zu Karls Dummheiten?"

Frau von Mering war auf Vieles gefaßt, darauf nicht. Die Thränen waren ihr bis jetzt immer noch näher als das Lachen gewesen, aber der unverhüllte Aerger des Herrn von Korbach erheiterte sie doch ein wenig.

Sie fragte in ruhigem Tone:

„Wie meinen Sie das?"

„Wie ich das meine? Ich meine, Karl ist zweiundvierzig Jahre alt und . . ."

Hier unterbrach ihn die Baronin:

„Verzeihen Sie, Herr von Korbach, Sie sprechen zweifellos von Ihrem Cousin?"

„Allerdings."

„Sie haben das noch nicht gesagt."

„Ich habe das noch nicht gesagt?"

„Nein, Sie sprechen immer nur von Karl.

Das verletzt mich. Es ist wahr, ich habe den Herrn Grafen von Radmer oft in meinem Salon gesehen. Sie haben gefürchtet, daß er mir seine Hand anbieten werde, das berechtigt Sie aber noch nicht, zu mir von Karl zu sprechen und einen vertraulichen Ton anzuschlagen, der mich unangenehm berühren muß."

Herr von Korbach ließ sich nicht aus der Fassung bringen und fuhr fort:

„Aber bitte, legen Sie doch meine Worte nicht auf die Wagschale. Ich bin gezwungen, meinem Cousin einen Rath zu geben. Ist es nicht erklärlich, daß ich mich an Sie wende? Sie selbst gestehen doch zu, daß Sie Interesse für ihn gehabt haben. Ich erhalte nun einen Brief, in welchem er mich dringend bittet, sofort hierherzukommen. Er sagt mir kurz und bündig, daß er in ein achtzehnjähriges Mädchen verliebt sei, daß er dieses Mädchen heirathen wolle. Was ist da zu thun?"

„Nichts,“ erwiderte die Baronin.

„Aber,“ fuhr Herr von Korbach in seinem väterlichsten Tone fort, „darüber muß man sich doch klar sein, es ist nichts weiter, als eine grobe sinnliche Liebe, die meinen Vetter plötzlich gepackt hat.“

„Sie ist die einzig wahre und richtige,“ sagte die Baronin ruhig.

Herr von Korbach war starr; er selbst wußte nicht recht, zu welchem Zwecke er die Baronin aufgesucht hatte. Er hoffte auf leidenschaftliche Zornausbrüche und längere Auseinandersetzungen, die ihn auf irgend einen Plan, seinen Vetter von dem gefaßten Entschlusse zurückzubringen, gebracht haben würden. Nachdem er also einsah, daß ein Bündniß auf Grund der Eifersucht mit der Baronin nicht zu schließen war, versuchte er es auf andere Weise.

„Mein Vetter,“ begann er von Neuem, „hat mich gerufen, um ihm einen Rath zu ertheilen, aber ich kenne die Guranoffs nicht. Es giebt

sechs Linien. Die ganze Sache hat etwas Abenteuerliches. Dieser russische Fürst, der mit seiner Tochter in den Bädern umherreist . . . Man kennt das."

„Beruhigen Sie sich," erwiderte die Baronin, „die Guranoffs sind echt, und es läßt sich gar nichts gegen den Fürsten Michael Guranoff sagen. Es ist wahr, er ist nicht aus der reichen Linie dieses Geschlechtes, aber Ihr Vetter denkt auch nicht an eine Geldheirath. Wenn Sie sagen, daß der Fürst mit seiner Tochter in allen Bädern umhergereist sei, so ist das gleichfalls ein Irrthum. Seine Tochter Olga war bis vor wenigen Monaten in einem Pensionat in Dresden, und sie weiß bis jetzt überhaupt noch nichts von der Welt. Wenn Sie ferner behaupten, Ihr Vetter habe Sie kommen lassen, um Sie zu Rathe zu ziehen, so fürchte ich, daß Sie auch hierin im Irrthum sind. Der Graf hat lediglich einem Pflichtgefühl Rechnung getragen, indem er dem

einzigen nahen Verwandten seine Absicht, sich zu verheirathen, mitgetheilt hat. Gerade dieser Schritt überzeugt mich, daß sein Entschluß unwiderruflich feststeht. Diese Ehe wird zu Stande kommen, gleichviel was Sie dagegen zu unternehmen versuchen."

Herr von Korbach sah ein, daß auf die Mithilfe der Baronin nicht zu rechnen sei. Er empfand sehr wohl, daß sie ihm ihre Gedanken nicht preisgebe, aber da er kein Mittel wußte, um sie dazu zu zwingen, so versuchte er vor Allem, sich wieder mit dem Schein der Wichtigkeit zu umgeben.

Mit einem nicht schlecht gespielten Aerger sprang er plötzlich auf, griff nach seinem Hute und sagte:

„Sie glauben, mein Vetter habe mich nur rufen lassen, um mir die Erwählte zu zeigen? Das ist nicht der Fall. Er verlangt mehr, er verlangt, daß ich ihm als Brautwerber dienen soll."

Die Baronin sah ihn groß an.

„Jawohl, er hat es mir vor einer Stunde selbst erklärt. Ich soll zum Fürsten Guranoff, den ich heute kennen gelernt habe, gehen und ihn vorsichtig ausforschen, ob Karl Hoffnung habe. Ich soll . . . Aber gleichviel, ich werde das nicht thun. Diese Ehe ist unmöglich. Sie ist gleichbedeutend mit einem Unglück. Ich werde mich niemals dazu hergeben, niemals, niemals!"

Dieser letzte Ausruf hatte ihn berechtigt, eine gebieterische Stellung anzunehmen, und er verabschiedete sich nun rasch, da er fürchtete, daß sich in einem weiteren Verlaufe des Gesprächs keine zweite so gute Gelegenheit, sich mit Würde zu entfernen, bieten könnte.

Frau von Mering blieb allein. So weit ist es also schon gekommen, sagte sie zu sich selbst, Graf Radmer ist furchtsam geworden! Wie sehr muß er sie lieben, wenn er eine aufrichtige Scheu empfindet, es ihr offen zu sagen. Wie sehr muß

ihn diese Liebe schon gequält haben, wie sehr muß sie sein bißchen Vernunft abgenutzt haben, wenn sie ihn auf den thörichten Gedanken brachte, seinen Vetter zu bitten, für ihn einzutreten!

Aber je mehr sie gezwungen war, sich mit dem Gedankengange Anderer zu beschäftigen, um später dann auf sich selbst zurückzukommen, desto mehr fühlte sie das Elend ihrer eigenen Lage. Sie wagte einen verstohlenen Blick in ihre Zukunft und sie schauderte.

Sie war achtundzwanzig Jahre alt, sie hatte die vier schönsten Jahre ihres Lebens verschwendet, um den Grafen sich zu Eigen zu machen. Sie wußte, sie hatte nicht noch einmal solche vier Jahre zu vergeben, sie wußte ferner, daß Herr von Korbach im Recht war, als er behauptete, die Ehe des Grafen mit der Prinzessin Olga müsse unglücklich werden. Sie, die Frau, wußte noch mehr. Diese Ehe, die heute nicht zu verhindern war, würde vielleicht in einem Jahr

ohne übermäßige Anstrengung zu sprengen sein.

Ein furchtbarer Gedanke schoß blitzartig durch ihren Kopf und ließ sie über sich selbst erschrecken. Sie war von Natur nicht böse, aber wenn man sie zum Aeußersten treiben sollte . . . Schmerz und Demüthigung hatte sie ertragen mit trotziger Geduld, sie fühlte augenblicklich nur Abscheu und Verachtung. Aber man lasse sie gehen, man reize sie nicht mehr. Ein spöttisches Wort, eine höhnende Geberde kann den Gedanken, den sie soeben schaudernd von sich gewiesen, zu ihr zurückführen, und wehe, wenn er dann in ihr Wurzel schlägt!

Die Baronin hatte sich einen Wagen zur Ausfahrt bestellt und war im Begriff hinabzusteigen, als das Kammermädchen eilig mit der Meldung eintrat:

„Herr Graf von Radmer fragt, ob er seine Aufwartung machen dürfe?“

Die Zofe verstand vollständig die Lage ihrer Herrin und brachte die Meldung mit einem leichten Anflug von Rührung vor. Sie verhielt sich still während der langen Pause, die nach ihren Worten eintrat.

„Hast Du dem Grafen gesagt, daß ich im Begriffe sei auszufahren?“

„Nein,“ stotterte das Mädchen.

Es ist eigenthümlich, diese Frauen, so verschieden in ihren Lebensverhältnissen, in ihrer Bildung, verstanden sich vollkommen.

„Sage dem Grafen, er möge einige Minuten verzeihen. Und komm’ dann rasch wieder herauf.“

Das Mädchen eilte zur Thür hinaus. Die Baronin nahm rasch Hut und Mantel ab. Das Kammermädchen kam zurück, machte sich an der Toilette ihrer Herrin zu schaffen und wurde dann mit der Weisung, aus einem Koffer eine kleine Kassette zu holen, fortgeschickt. Die Baronin plante einen letzten Sturm.

„Rufe den Grafen,“ sagte sie zu dem Kammermädchen.

Der Graf trat ein. Er ist ein Mann von zweiundvierzig Jahren, groß, stark, mit sonorer Stimme; die Stirn breit, aber stierartig, die Haare und der Bart blond, der Teint gebräunt und die ganze Natur sichtlich erfrischt von dem längeren Aufenthalt im Seebade.

Eine andere Unterredung im Park war vorausgegangen, man hatte sich Alles gesagt und der Besuch des Grafen war für die Baronin wirklich ein überraschender. Daß er ihr den Schimpf anthun werde, ihr in diesem Augenblick eine ideale Freundschaft anzutragen, das war bei dem Grafen nicht vorauszusehen. Es mußte also Etwas — so hoffte die Baronin — in ihm vorgegangen sein, was im letzten Augenblick ihn zu einem Zweifel und von dem Zweifel zu dem Gedanken an eine Rückkehr getrieben hatte.

Nachdem die Begrüßung vorüber war und man sich gesetzt hatte, begann der Graf:

„Sagen Sie mir, daß ich ein Narr bin, sagen Sie mir alles Böse, was Ihnen auf die Lippen kommt; ich habe es verdient.“

„Ich würde mir vergeblich Mühe geben,“ erwiderte die Baronin, „denn ich fühle keinen Groll gegen Sie. In unseren letzten Gesprächen haben wir uns Alles gesagt, was wir uns zu sagen hatten, und wenn es noch eine Lücke giebt, so ist es folgende: Erzählen Sie mir frischweg, wo Sie die Prinzessin zuerst gesehen, wie dies Alles gekommen ist.“

„Ich sah sie, ich folgte ihr, ich ließ mich vorstellen, ich sprach sie, ich . . .“

„Sie liebten sie! Und darüber soll ich Ihnen Vorwürfe machen? Vorwürfe darüber, daß es regnet, daß die Sonne scheint? Das ist ein Ereigniß, für das wir Beide nicht einstehen können.“

„Aber immerhin weicht der Gedanke nicht von mir, daß ich Sie um Verzeihung zu bitten habe, daß Sie mir Etwas zu vergeben haben, und Sie mir Etwas vergeben müssen."

„Ich Ihnen zu vergeben? Sie kannten meinen Mann, Sie waren sein Freund, Sie waren stets gut zu ihm und Sie waren stets gut zu mir. Wir haben uns gegenseitig gern gehabt. Das ist Alles."

Der Graf fühlte sich durch den sentimentalen Ton der Baronin betroffen, aber in anderer Weise, als sie gehofft hatte. In Wahrheit war er nie der Freund des verstorbenen Herrn von Mering gewesen. Im Gegentheil, ohne seinen Umgang hätte der schwächliche Herr wahrscheinlich ein Jahr länger gelebt, und wenn die Baronin, der er nach seinem Gefühl ein Unrecht gethan hatte, dies Unrecht bestritt, so sah er keinen Grund, sich länger dabei aufzuhalten.

„Wir befinden uns," fuhr die Baronin fort

„in der Lage, in der jedes unaufrichtige Wort ein Verbrechen wäre.“

Nachdem sie dieses vorausgeschickt hatte und fest entschlossen war, in ihrer nächsten Rede nicht ein einziges wahres Wort zu sagen, machte sie den letzten verzweifelten Ausfall.

„Was wollen Sie, lieber Graf? Haben wir nicht alle Ursache, uns glücklich zu preisen, daß es so gekommen ist? Sie können mich nicht geliebt haben, sonst wäre es unmöglich, daß eine Andere mich so leicht aus Ihrem Herzen verdrängt hätte.“

Sie machte eine kleine Pause, der Graf erwiderte nichts. Sie fuhr fort:

„Sie waren also in Gefahr, mich zu beleidigen, indem Sie mir ein Herz ohne Liebe angeboten hätten.“

Der Graf gab keinen Laut von sich. Er kam sich immer ehrenhafter vor, und während die Baronin immer mehr Terrain verlor, fand

er eine Sicherheit in der Haltung, die ihm selbst in der besten Zeit seines Verkehrs mit ihr gefehlt hatte. Frau von Mering holte zum letzten Streiche aus.

„Seien wir muthig, betragen wir uns wie ernste Leute. Es kann eine Zeit kommen, in der Sie es beklagen werden, mit mir in so innigem geistigen Verkehr gestanden zu haben."

Der Graf machte: „Oh". Aber selbst dem besten Beobachter wäre es nicht gelungen, herauszufinden, ob sich dieses „Oh" auf das „Beklagen" oder den „geistigen Verkehr" bezog. Beides hatte er gar nicht verstanden, denn er sah nicht den geringsten Grund ein, den Verkehr mit der Baronin jemals zu beklagen, und am wenigsten wußte er, was man ihm hinsichtlich seines Geistes hätte zur Last legen können.

Die Baronin ging weiter.

„Es kann eine Zeit kommen, in der Ihre zukünftige junge Frau einmal eine gewisse Herr=

schaft über Sie gewinnt. Verstehen Sie mich wohl. In gutem Sinne! Es kann eine Zeit kommen, in der Sie es beklagen, in meinen Händen eine große Zahl von Briefen zu wissen, die Sie mir in der letzten Zeit geschrieben haben und deren Worte falsch gedeutet werden könnten."

Sie machte eine kleine Pause, ging nach der Kassette, öffnete sie, nahm ein Packet Briefe heraus, spielte entzückend ein leises Zittern mit der Hand, näherte sich dem Grafen und gab ihm die Briefe.

Der Graf nahm sie ohne irgend eine Aeußerung, er machte ununterbrochen aus Verlegenheit das, was er niemals aus Klugheit gethan hätte.

Es war noch ein letzter Hoffnungsstrahl für Frau von Mering vorhanden. Diese That konnte ihn so überrascht haben, daß er keines Wortes fähig war, und die Baronin fuhr deshalb fort:

„Gelegentlich, ganz gelegentlich in Berlin, nicht wahr, senden Sie auch mir meine Antworten zurück?"

„Hier sind sie," sagte der Graf erleichtert und zog aus der Tasche ein kleines Packet mit Briefen hervor.

Die Baronin hielt sich krampfhaft aufrecht; sie fühlte, wie ihr das Blut zum Herzen drang. Das also war der Zweck seines Besuchs gewesen! Sie fühlte keine Demüthigung mehr, keinen Zorn, sie fühlte nur, wie der Gedanke zurückkehrte, der sie noch vor wenigen Minuten schaudern gemacht hatte. Aber diesmal wurde er willkommener aufgenommen; es war ihr, als gehörte er zu ihrem ganzen Organismus. Jede Faser ihres Körpers, jeder Pulsschlag ihres Herzens verlangte nach Rache.

Der Graf merkte nichts von dem, was in der Baronin vorging. Er athmete erleichtert auf. Es war der schwerste Gang seines Lebens gewesen. Er hatte Etwas gethan, was so Viele verabsäumen, er hatte sich Briefe zurückgeben lassen, die einmal in seinem ehelichen Leben eine

häßliche Rolle hätten spielen können. Er war jetzt nach seiner Ueberzeugung nicht nur ein glücklicher, sondern auch ein kluger Mensch. Er gerieth in eine heitere Stimmung, und nachdem die Baronin das Gespräch wieder aufgenommen hatte, plapperte er vor Glück und Zufriedenheit frisch darauf los.

„Nun, lieber Graf," sagte die Baronin, „wie weit halten Sie? Sagen Sie Ihrer guten Freundin, denn ich bin fest entschlossen, es zu bleiben, sagen Sie also Ihrer Freundin, wie weit halten Sie mit dem Fürsten und der Prinzessin?"

„Ich habe meinem Vetter geschrieben, er möge kommen. Die Prinzessin ist sehr zurückhaltend . . ."

„Sie fürchten, sich einen Korb zu holen?"

„Ich fürchte, durch Uebereilung etwas zu verderben. Ich bin nicht mehr jung, und wenn die Prinzessin ein Ideal im Herzen trüge . . . Mein Vetter sollte das Terrain sondiren, wie der Fürst und seine Tochter über mich denken . . ."

„Und dazu haben Sie Ihren Vetter kommen lassen? Warum haben Sie sich nicht an mich gewandt? Habe ich Ihnen denn Beweise von solcher Kleinheit meines Wesens gegeben, daß Sie mich nicht für fähig hielten, das für Sie zu thun, wozu Sie Ihren Vetter in Anspruch nahmen? Ja, war es nicht die einzige Genugthuung, die Sie mir schuldig waren?"

Man hätte den Grafen viertheilen können, so hätte er nicht gewußt, welche Genugthuung für Frau von Mering darin liegen solle, wenn er sie gebeten hätte, bei dem Fürsten für ihn einzutreten. Während einer Sekunde tauchte in ihm der Verdacht auf, daß die Baronin ein falsches Spiel mit ihm treibe. Aber was konnte sie beabsichtigen? Zu dem Fürsten gehen, um von der Heirath abzurathen? Das war undenkbar. Der Fürst würde ihm Alles wiedersagen, was die Baronin von ihm gesprochen. Mit der Trägheit des Geistes, die stets mit der Dummheit ge-

paart ist, zog er es vor, wirklich an die absonderliche Freundschaft der Baronin zu glauben.

„Wie, Sie selbst wollten wirklich . . .“

„Geben Sie mir das Recht und den Auftrag, morgen mit dem Fürsten zu sprechen. Ich werde ihm kurz und bündig sagen, daß Sie, einer der reichsten Adeligen der Monarchie, in seine Tochter verliebt sind, daß Sie beabsichtigen, um die Hand der Prinzessin Olga anzuhalten, sobald Sie sicher sind, daß das Herz des Mädchens frei ist und daß Sie auf keinen unbedingten Widerstand stoßen.“

Der Graf traute seinen Ohren nicht, er rief einmal über das andere Mal:

„Sie wollen das wirklich? Sie sind die edelste Frau der Welt. Wie gut sind Sie! Wir werden immer Freunde bleiben, nicht wahr, wir werden immer Freunde bleiben?“

Man wechselte noch einige Worte, man besprach genau die Zeit und den Ort, wann und

wo man sich nach der Unterredung treffen wollte, der Graf küßte inbrünstig und dankbar die Hand der Baronin und ging.

Frau von Mering war nicht schlecht gewesen. Eine erhabene, männliche Natur hätte vielleicht aus ihr eine gute und bedeutende Frau machen können. Aber in dem Augenblick, in welchem der Graf hinter sich die Thür geschlossen hatte, war sie schlecht, schlecht gemacht und fest entschlossen schlecht zu sein.

Ihr Plan stand fest: Er soll sie haben, soll sie enttäuschen. Durch ihre achtzehn Jahre hat Olga Guranoff über mich gesiegt, durch ihre achtzehn Jahre soll sie unterliegen. Diese Ehe ist nicht aufzuhalten, sie soll geschlossen werden. Sie soll geschlossen werden durch mich, damit ich das Recht auf die Dankbarkeit des Grafen habe, das Recht, als Freundin in seinem Hause zu verkehren. Nichts ist diese Heirath als ein Hinderniß auf dem Wege, die Hand des

Grafen zu erlangen, und bei diesem Gedanken, doch einmal den Tag zu erleben, an welchem der Graf ihr seine Hand anbieten würde, lachte sie voller Verachtung hell auf.

Sie klingelte, das Kammermädchen erschien, sie ließ sich bestätigen, daß der Wagen noch vor dem Hause halte. Sie stieg ein und fuhr hinaus, hinaus in die Abenddämmerung, in die dunklen Wege des Schwarzwaldes. In sich selbst versunken, hörte sie die Rathschläge, die der Haß ihr eingab, denn Haß und Liebe, beide reden selbstständig zu den Menschen. Nur manchmal fuhr sie auf, wenn das abendliche Rauschen durch die Kronen der mächtigen Bäume zog. Aber sie erschrak nicht, sie hörte dieses Rauschen gern, wie Brunhild es einst gern gehört hatte.

II.

Fürst Guranoff war bei guter Laune. Sie entsprang nicht einem heiteren Einfall oder der Freude an dem Gelingen eines Planes, der auf einige Tage hinaus seine Schuldigkeit gethan, nein, Fürst Guranoff war in der guten Laune, in welcher sich ein Mensch befindet, der mit einem Schlage die Bestätigung erhalten hat, daß seine ganze Lebensanschauung die richtige gewesen war.

Der Fürst war aus der Linie der Guranoff, die es gewagt hatten, unter dem Kaiser Nikolaus eine eigene Meinung zu haben. Sie hatte die Hand des Zaren schwer gefühlt. Ihre Güter wurden confiscirt und so findet man in Rußland neben sehr reichen Familien Guranoff andere,

welche trotz des Fürstentitels eigentlich nur zu dem Beamtenadel zählen. Fürst Michael Guranoff, der also so gut wie nichts besaß, hatte sich jung mit einer Dame aus der höchsten russischen Aristokratie verheirathet, aber da er sich nie mit der Familie seiner Frau gut zu stellen verstanden hatte, so waren die Vermögensverhältnisse des Fürsten für jeden Uneingeweihten vollständig undurchsichtig.

Die Frau des Fürsten starb früh und hinterließ ihm ein reizendes Töchterchen. Nachdem das Kind das sechste Jahr erreicht hatte, brachte er es nach Dresden in eine Pension, und bis vor wenigen Monaten hatte die Prinzessin diese Stadt nicht verlassen. Fürst Guranoff war gleichfalls nach Deutschland gezogen und hatte, mit Ausnahme von einigen kleinen Reisen nach Berlin und Wien, fast stets in Dresden gelebt. Sein Leben lag klar vor Jedermann. Er hatte sich nicht abgeschlossen, vielmehr einen vornehmen, so-

gar gebildeten Umgang gesucht. Er war ein vollendet guter Vater gewesen, er hatte sein Kind in der Pension so oft es nur zulässig schien besucht, kurz, wohin man auch eine Anfrage über den Fürsten richten konnte, überall mußte die Auskunft eine vorzügliche sein.

Im Juli hatte die Prinzessin ihren achtzehnten Geburtstag gefeiert. Der Fürst hatte sie aus der Pension genommen und nach einer Reise in der Schweiz waren sie Ende August in Baden-Baden eingetroffen. Ihr Erscheinen genügte, um in dem Badeorte ein Aufsehen im besten Sinne zu erregen. Vater und Tochter bildeten ein schönes Paar von feinen aristokratischen Typen: er groß, vornehm, von liebenswürdiger Lebhaftigkeit im Gespräch und von vollendetem Takt in seinen Bewegungen; sie schlank, elastisch, stets einfach in ihrem Thun und Lassen, dabei freudig und neugierig in die Welt hinausschauend. Wie ihre Figur, so war auch ihr Gesicht tadellos: kluge, sprechende Augen, ein

feiner Mund, braunes, schlichtes, aber kräftiges Haar, welches nicht leicht allen Künsten gehorchte und dem sonst ziemlich weichen Kopfe etwas Selbstständiges und Energisches gab. Fürst Guranoff hatte sich mit seiner Tochter, einem Diener und einem Kammermädchen in einer ziemlich entlegenen Villa wiederum vornehm, aber mit bescheidenen Ansprüchen eingerichtet.

Der Fürst hatte heute mit seiner Tochter nach einem Morgenspaziergang im Garten vor der Villa sein Frühstück eingenommen, sie hatte ihn soeben verlassen, er steckte sich eine Cigarrette an und blickte vergnügt vor sich hin. Er wußte, der kommende Tag wird ihm Gutes bringen, das Schicksal wird seinem seit zwölf Jahren mit bewundernswerther Energie durchgeführten Lebensplane den Stempel „geprüft und richtig" verleihen.

Sein Plan war einfach und folgerichtig gewesen, und es hatte sich bei dessen Durchführung nur um die Ausdauer gehandelt. Nach dem

Tode seiner Frau hatte er einen Ueberschlag seines Besitzthums gemacht und gefunden, daß er ein sehr mäßiges Baarvermögen und ein bildhübsches Töchterchen sein nannte. Er beschloß, Beides auf das Beste zu verwerthen. Alles was er in den letzten zwölf Jahren gethan, war dem einzigen Zwecke unterthan gewesen, durch seine Tochter in glänzende Verhältnisse zu gelangen. Weder sein solides Leben, noch seine Zuneigung zu seinem Kinde entsprangen seinen inneren Anlagen. Er war eines jener Beispiele, welche beweisen, wie wenig das äußere, oft durch Jahrzehnte zur Schau getragene Leben auf die tief im Innern eines Menschenherzens gehegten Wünsche schließen läßt. Fürst Guranoff, der von seinen zurückgelegten vierundvierzig Jahren volle dreiundvierzig Jahre in sehr bescheidenen Verhältnissen zugebracht hatte, war dennoch nichts weiter als ein Egoist und ein Verschwender. Nur einmal, kurz nach seiner Hochzeit, hatte er nach seinen

Begriffen wirklich gelebt. Er war mit seiner jungen Frau nach Paris gegangen. Beide jung und schön, Träger eines imponirenden Namens, hatten dort Aufsehen erregt. Der Vater seiner Frau hatte ihm einen Credit für diese Hochzeitsreise eröffnet, welcher dem jungen Paare ermöglicht hätte, einige Wochen bescheiden in Paris zu leben. Aber das war nicht nach dem Geschmack des Fürsten gewesen. Er besuchte die Clubs, spielte und gewann. Mit diesem Gelde bezahlte er den Luxus, welchen er und seine Frau, allerdings nur auf kurze Zeit, in Paris entfalteten. Der Vater seiner Frau, der von diesem Leben gehört hatte, verlangte energisch die Rückkehr des Paares und Guranoff gehorchte. Es war nach seiner Ueberzeugung die größte Thorheit seines Lebens gewesen. Nicht während eines einzigen Tages seines Daseins hatte er diesen Aufenthalt in Paris vergessen, und bewundernswerth war die Kraft, mit der er alle seine Wünsche dem einen

großen Ziele unterordnete: durch sein Kind in Verhältnisse zu gelangen, welche ihm ein Leben gestatten würden, wie es aus seinen Erinnerungen immer wieder auftauchte. Ununterbrochen fühlte er den Zwang, den er sich auferlegte. Täglich, ja wohl täglich kämpfte er mit dem Plane, nach Paris zu reisen und seine letzten paar tausend Rubel im Spiel zu wagen, aber immer wieder siegte in ihm nicht etwa der vernünftige, gut veranlagte Mensch, nein, immer wieder siegte die Spielernatur, welche rief: Setz' Alles auf die eine Karte, auf Deine Tochter. Es genügt nicht, daß sie schön, gebildet, liebenswürdig werde, der Ruf ihres Vaters muß unantastbar sein. — Und so lebte er weiter seinem Plane bis zum heutigen Tage, bis zu dieser Minute, in welcher er die Cigarrette fortwarf und seinen Ideengang mit den halblauten Worten beschloß: „Es muß sich heut entscheiden."

Graf Radmer entsprach genau dem Ideal,

das er sich von seinem Schwiegersohne gemacht hatte. Was galt ihm das Alter, das Vorleben, der Charakter des Grafen! Er wollte nach zwölfjährigem Dulden Reichthum um sich sehen, Reichthum und immer wieder Reichthum, von dem er mitgenießen konnte.

Olga liebte ihren Vater aufrichtig, sie hatte nur Wohlthaten von ihm empfangen, sie hatte ihn nur freundlich und liebevoll gesehen. Hierzu kam die aufrichtige Pietät, die aus dem guten Bildungsgange, welcher in den deutschen Pensionen festgehalten wird, immer neue Nahrung zog. Sie hatte die Aufmerksamkeit des Grafen vom ersten Augenblicke an bemerkt. Der Lebemann hatte durch die Scheu, die er vor dem achtzehnjährigen Mädchen empfand, einen Zug von Liebenswürdigkeit erhalten. Die kräftige, männliche Erscheinung des Grafen hatte mit einem Ruck das verwässerte Bild eines männlichen Ideals, welches jedes Mädchen aus der Pension mitbringt, aus ihrer

Phantasie gestoßen. Mit der Logik, die ihrer Bescheidenheit und dem Unbewußtsein ihrer Reize entsprang, urtheilte sie einfach so: Der Graf ist ein schöner Mann, er ist unendlich reich, wenn er mich, das verhältnißmäßig arme Mädchen, liebt, so ist diese Liebe echt.

Es war gegen elf Uhr, als sich Frau von Mering bei dem Fürsten Guranoff melden ließ. Er hatte sie kennen gelernt, hatte auch seine Karte bei ihr abgegeben, aber nichts berechtigte ihn, so rasch einen Gegenbesuch von dieser Dame zu erwarten. Er war sich sofort klar darüber, daß dieser Besuch in irgend einem Zusammenhange mit dem Grafen Radmer stehen müsse. Von dem Verhältnisse zwischen dem Grafen und der Baronin hatte er nicht die geringste Kenntniß, denn der Graf hatte es aus Interesse, die Baronin aus Scham verborgen. Er empfing daher Frau von Mering mit der größten Unbefangenheit. Die Baronin ging mit nervöser Eile vor. Kaum

daß man die übliche Begrüßung ausgetauscht, begann sie:

„Ich komme im Auftrage des Grafen Radmer, ich habe ernst und ausführlich mit Ihnen zu sprechen.“

Der Fürst verbeugte sich verbindlich.

„Ich kenne den Grafen seit Jahren, und ich habe den Vorzug, hier in Baden-Baden jedenfalls seine einzige Vertraute zu sein. Es ist kein Wunder, daß ein Mann in dem Alter des Grafen nicht den Muth eines jungen Offiziers besitzt, und daß er das süßeste Geheimniß zuerst einer befreundeten älteren Frau ausplaudert.“

Der Fürst machte bei dem Worte „älteren“ eine rasche, abwehrende Bewegung, aber er hielt es nicht für nöthig oder vielmehr er hatte nicht die Kraft, eine solche Eröffnung durch höfliche Redensarten zu unterbrechen.

Die Baronin fuhr fort:

„Nun wohl, Graf Radmer hat mir bekannt,

daß er Ihre Tochter liebt. Er hat mir das Recht gegeben, es Ihnen, dem Vater, zu sagen. Ich bin ferner beauftragt, Sie zu fragen, ob das Herz Ihrer Tochter noch frei ist, ob Sie in Gedanken anderweitig über ihre Hand verfügt haben, oder — und dies würde den Grafen unendlich glücklich machen — ob Sie gestatten würden, daß er sich um die Hand Ihres Kindes bewerbe."

Der Fürst hatte große Mühe, bei der Klarheit dieser Worte sein ruhiges Benehmen festzuhalten, und sagte:

„Das Herz meines Kindes ist frei. Ich habe als guter Vater niemals daran gedacht, ohne die Einwilligung meiner Tochter nur in Gedanken über ihre Hand zu verfügen. Ich berechtige Sie ferner, dem Grafen mitzutheilen, daß ich mich durch seine Werbung außerordentlich geehrt fühle."

Es entstand eine kleine Pause, dann fuhr die Baronin fort: „Es ist doch wohl wahr=

scheinlich, daß Sie und Ihre Tochter sich über den Grafen unterhalten haben, und so bitte ich Sie, mir zu sagen: glauben Sie an einen Widerstand bei Ihrem Kinde?"

Der Fürst erwiderte rasch: „Nein."

„Sie hat ihn gern?" fragte die Baronin.

„Sie liebt ihn," antwortete kurz der Fürst.

Die Baronin warf einen Blick auf den Fürsten, der ihn zwang, seine Augen niederzuschlagen. Sie verstand ihn vollständig und wußte fortan, was sie von ihm zu halten habe. Er wollte sie zwingen, dem Grafen diese Worte, und nur diese drei Worte zu bestellen. Sie wußte, daß dieser Bescheid die Eitelkeit des Grafen bis zur Verrücktheit treiben, daß noch vor Sonnenuntergang die Verlobung des Grafen Radmer mit der Prinzessin Olga stattfinden wird.

Sie hatte also Eile, dem Fürsten die Rolle zuzuertheilen, die er in ihrem Rachefeldzug spielen sollte. Sie begann das Gespräch von neuem.

„Ich bin auch berechtigt, da hierüber vielleicht bei Ihnen, Durchlaucht, Unkenntniß vorliegt, die Verhältnisse des Grafen zu berühren. Sie sind die denkbar günstigsten."

„Ich weiß es," erwiderte der Fürst.

„Der Graf," fuhr die Baronin ruhig fort, „besitzt ein Vermögen von nahezu sechs Millionen. Es ist selbstverständlich, denn hier glaube ich im Sinne des Grafen zu sprechen, daß er von seiner Frau keine Vergrößerung seines Vermögens erwartet."

Der Fürst nickte mit einem Lächeln, das diplomatisch sein sollte, dessen Befangenheit aber doch der Baronin nicht entging.

„Wie sehr würde ich nun den Grafen erfreuen, wenn ich meinen ersten diplomatischen Versuch so weit geführt hätte, daß ich meinem Freunde ein fait accompli überbringen könnte und ihn auch über die peinlichen und langwierigen Verhandlungen, die bei einer Verbindung zweier

solch' vornehmer Häuser unvermeidlich sind, hinwegsetzen könnte."

Der Fürst, der bis dahin die beste Haltung bewahrt hatte, gerieth sichtlich in Verlegenheit. Er fühlte die Herrschaft, welche die Baronin auf ihn ausübte; er konnte sich nicht klar werden, ob er ein Eingehen auf seine Vermögensverhältnisse verweigern sollte. Er hätte es gern gethan, aber dann verzögerte er vielleicht die ganze Angelegenheit. Ferner fühlte er sich in seiner Eitelkeit tief verletzt, und schließlich hatte die Baronin so sicher in's Centrum seines Ideenganges, das Geld und nur immer wieder Geld war, getroffen, daß ihn urplötzlich eine namenlose Angst befiel und er, am Ziel seiner Wünsche angelangt, eine Thorheit beging, welche mit der Zeit seinen ganzen, mühsam aufgeführten Bau untergraben sollte.

Ja, in diesem Augenblicke zeigte sich die ganze Feigheit und Erbärmlichkeit seines Charakters. Er hatte nicht den Muth, zu sagen, daß er nichts

besitze. Er, der fort und fort gerechnet hatte, täglich, stündlich, zitterte bei dem Gedanken, daß man ihm jetzt nachrechnen werde. Darin eben liegt eine schwere Vergeltung, und damit müssen sich die Menschen bescheiden, daß die Gemeinheit nie wie die Tugend zu denken wagt. Hätte sie diese Kraft, könnte sie stets zu denselben Schlüssen gelangen, welche Siege würde sie erfechten! Ja, hätte Fürst Guranoff in diesem Augenblicke den Muth gehabt zu sagen: Bei dem Tode meiner Frau erbte ich dreißigtausend Rubel, ich besitze sie nicht mehr, ich habe sie im Verlaufe der Jahre ausgegeben auf die Erziehung meines Kindes, wer hätte diese That nicht edel genannt, wer hätte nicht vor diesem Manne den Hut gezogen? Aber er besaß diesen Muth nicht. Seine Handlungen entsprangen gemeinen Voraussetzungen und gemeinen Beweggründen; es fehlte ihm die Kraft, die Wahrheit zu sagen, weil er glaubte mit dem ersten Wort sein ganzes Inneres auf-

zuschließen. Und so kam er denn zu dem thörichten Schlusse: Wenn er sich für einen Mann ausgiebt, der von seinen, wenn auch bescheidenen Renten lebt, so kommt diese Heirath zu Stande, wenn er aber jetzt sagt, daß er sein Vermögen darangesetzt, um zu dieser gegenwärtigen Stunde zu gelangen, so durchschaut man ihn, und die Heirath zerschlägt sich.

Mit einem Tone der Bescheidenheit, der im Grunde aber nichts anderes als die unverschämteste Großsprecherei war, erwiderte er:

„Ich bin nicht reich; ich habe zu leben, aber natürlich, mein Kind soll nicht ganz arm mein Haus verlassen."

„Sie mißverstehen mich, Durchlaucht," sagte die Baronin.

„Oh," sagte der Fürst, sich künstlich ereifernd, „ich gebe meiner Tochter ein Nadelgeld von fünftausend Mark das Jahr und eine Mitgift von sechzigtausend Mark. Ich weiß, es ist dies die

Mitgift der Tochter eines Gewürzkrämers, aber ich besitze nicht mehr . . ."

Die Baronin unterbrach ihn mit vielfachen Betheuerungen, daß er sie vollständig mißverstanden habe; innerlich triumphirte sie über den Sieg, den sie errungen; sie hatte Zahlen, — Zahlen, die aus Taktgefühl nicht wieder berührt werden durften, die der Graf mitleidig lächelnd seinem Notar übergeben, die der Notar aber ernsthaft in den Heirathsvertrag schreiben wird. Dieser Vertrag wird aus Zartgefühl schweigend unterzeichnet werden. Niemals wird von dieser geringfügigen Summe gesprochen werden. Auch wenn der Fürst sie nicht zahlen sollte, wird der Graf sie nicht erwähnen. Aber Frau von Mering hatte doch erreicht, was ihr für ihren Rachefeldzug unumgänglich nöthig erschien. Der Einzige, den sie am heutigen Morgen noch gefürchtet hatte, war der Vater der zukünftigen jungen Frau gewesen; schon jetzt war er in eine schiefe Stellung ge-

bracht; er wird in den Augen des Grafen verächtlich sein, wenn es sich herausstellt, daß er diese Summe versprochen, ohne sie zu besitzen. Und er besaß sie nicht, das wußte sie, das hatte sie gesehen, als sich vorhin das ganze Innere des Fürsten blitzartig vor ihr erhellt hatte. Sie fürchtete diesen Mann nicht mehr, sie wußte, daß er in der Ehe des Grafen ohne jeden Einfluß sein wird.

Nachdem sich die Baronin von dem Fürsten verabschiedet hatte, eilte sie zu dem Grafen. Der Graf geberdete sich wie ein ausgelassenes Kind.

Am Abend, im illuminirten Park, während das Orchester spielte, war die Aufmerksamkeit des ganzen eleganten Publikums auf ein Paar gerichtet, welches glückstrahlend die große Mittelallee durchschritt.

Selbst der Fremde fragte neugierig:

„Wer ist dieses Paar?"

„Graf Radmer und seine Braut, Prinzessin

Olga Guranoff; sie haben sich am heutigen Nachmittage verlobt," sagte ein Eingeweihter.

„Sie ist schön."

„Und der Graf ist reich," erwiderte der Eingeweihte.

„Welch ein Glück!"

III.

Die Hochzeit fand im October statt. Sie wurde in Berlin gefeiert und zwar mit einem unnöthigen Prachtaufwand. Die Verwandten der Braut, allen voran das Haupt der Familie, der mächtige und reiche Fürst Peter Guranoff, hatten ihr Erscheinen in verbindlicher und sicherer Form zugesagt. Aber acht Tage vor der Hochzeit liefen aus Petersburg und Moskau die Absagen ein, nicht gleichzeitig, nicht untereinander im Zusammenhange stehend, aber doch durch die große Zahl verstimmend wirkend.

Graf Radmer bestand nun erst recht darauf, daß das Programm, wie es ursprünglich entworfen war, eingehalten werde. An Bekannt-

schaften fehlte es ihm nicht, und so bot die Gesellschaft bei der Feier ein buntes Bild von Uniformen und glänzenden Toiletten. Auf den Gesichtern der Gäste lag jenes Gemisch von Gleichgiltigkeit und Freude, wie es bei solchen Gelegenheiten stets zu Tage tritt, man lächelte, weil man nicht gähnen durfte. Außer bei Herrn von Korbach und bei der Baronin von Mering erweckte das Ereigniß bei Niemandem eine wirkliche Theilnahme.

Herr von Korbach, welcher nach der Verlobung von Baden-Baden aus in gerader Richtung nach seinem Gute zurückgekehrt war, erschien erst zwei Tage vor der Hochzeit in Berlin. Er überbrachte ein für seine Verhältnisse kostbares Brautgeschenk, erzählte dem Fürsten und Olga allerliebste Schnurren und Anekdoten und trug ein so gutmüthiges und befriedigtes Wesen zur Schau, daß Niemand auf den Verdacht kommen konnte, dieser Vetter nehme nicht den wärmsten Antheil

an dem Glücke des Grafen. Als die Tafel zu Ende ging, verfiel er sogar in eine etwas zu laute Lustigkeit und beim wirklichen Schluß des Festes war er berauscht.

Frau von Mering hatte in der Kirche von einem Ehrenplatze Gebrauch gemacht, aber für die Tafel hatte sie schon vorher vertraulich jede Bevorzugung abgelehnt. Sie begnügte sich mit einem Legationsrath der englischen Botschaft, einem Manne, der ununterbrochen darüber nachzudenken schien, ob er den Grafen Radmer wirklich so gut kenne, daß er diese ganze Festlichkeit über sich ergehen lassen müsse.

Die Baronin hatte nach ihrer Rückkehr aus Baden-Baden ihr ruhiges Leben wieder aufgenommen; ihr Betragen gegen die Guranoff und den Grafen war sehr zurückhaltend gewesen, sie hatte sich stets aufsuchen lassen, sich wenig oder gar nicht um das Brautpaar gekümmert und nur diejenigen Rathschläge gegeben, die man von ihr

verlangt hatte. Die Welt hatte sich während einiger Zeit gewundert, daß die Heirath zwischen ihr und dem Grafen nicht zu Stande gekommen, aber da nicht der geringste Scandal oder auch nur ein pikanter Zwischenfall dabei zu verzeichnen war, so hatte man sich beruhigt, schließlich sogar geglaubt, daß man sich in seinen Voraussetzungen geirrt habe.

Der Verkehr zwischen dem Grafen und seiner Braut hatte alle Welt entzückt. Der Graf überschüttete die Prinzessin Olga mit Aufmerksamkeiten, und ihr feines, leidenschaftsloses Benehmen versetzte die Sinne des Grafen in größere Aufregung, als es je die kühnsten Angriffe einer koketten Frau vermocht hatten. Umgekehrt verfehlten die andauernden Beweise der Zärtlichkeit nicht die Wirkung auf den Ideengang des jungen Mädchens. Ihr Vater und Jeder, der mit ihr in Berührung kam, wiederholten unausgesetzt, der Graf sei gut, und so glaubte sie es, und was das Merk=

würdigste war, dieser Glaube strahlte von ihr auf den Grafen zurück, er selbst hielt sich für gut.

Kaum daß die Feierlichkeit vorüber war, welcher fast alle Anwesenden mit Ungeduld beigewohnt hatten, trat der Graf mit seiner jungen Frau die Hochzeitsreise an. Befolgte er einen guten Rath oder wählte er instinctiv das Vortheilhafteste, jedenfalls handelte er richtig, indem er seine junge Frau mit jagender Hast nach Italien führte.

Olga hatte sich von keinen mit ihrem Empfinden eng verwachsenen Jugenderinnerungen zu trennen, aber dennoch war sie bei dem Gedanken, nun bald auf eigenen Füßen stehen zu müssen, stets von einer trüben Angst befallen worden. Wie klug war es von dem Grafen oder vielmehr von dem Schicksal eingerichtet worden, daß sie die ersten selbstständigen Schritte auf dem Boden des herrlichen Italiens thun sollte. Vergangenheit und Zukunft verblaßten bald zu

formlosen Nebelbildern vor dieser greifbaren, farbenprächtigen Gegenwart. Da war kein Zurückleben, auch kein Vorwärtsleben mehr möglich, der Tag, die Stunde, der Augenblick waren das Dasein.

Die weiche, balsamische Luft, die warmen Töne der Landschaften, das bunte, bewegte Treiben der Menschen ließen sie nie aus dem Zustande der gespanntesten Neugier herauskommen; die überwältigende Menge von Kunstschätzen verwirrte sie zwar beim ersten Anschauen, aber bald verfehlte sie nicht, ihre Seele in ein erhabenes Staunen zu versetzen. Diese Stimmungen suchten sich wieder nach außen zu bethätigen, und sie kehrten von dieser liebenswürdigen Frauennatur als Güte und Dankbarkeit zur Außenwelt zurück.

Ja, es war die Dankbarkeit in erster Linie, von welcher der Graf, ohne es zu wissen, den größten Nutzen zog. Als seine Frau durfte sie dies Alles genießen. Ohne ihn hätte sie Italien

vielleicht nie gesehen, ohne ihn hätte sie nie jene geradezu physische Gewalt der herrlichen Eindrücke gespürt.

Der Graf steckte ruhig den Dank ein, der dem unendlichen Zauber Italiens galt. Und dieser Zauber hielt an, so lange das junge Paar in Italien war; er wurde mächtiger und größer, je mehr es nach dem Süden vordrang, denn immer sinnlich schöner wurde die Natur, sinnlich großartiger die Bauten und die Kunstwerke.

Ein so aufrichtig gutes und zärtliches Verhältniß bestand zwischen den beiden Gatten, daß es sich selbst dann nicht abschwächte, als der Graf die ersten Anfänge einer Müdigkeit zeigte. Ihm war Italien nicht neu, ja noch mehr, er hatte dieselbe Reise in angenehmer Gesellschaft erst vor vier Jahren gemacht, und wäre er nur ein klein wenig klüger gewesen, als er eben war, so hätte ihm die Aehnlichkeit der Erscheinungen bei seiner

Frau und denjenigen bei seiner ehemaligen Reisebegleitung zu denken gegeben.

Fast zwei Monate waren im Fluge dahingegangen, der Plan zur Rückkehr nahm immer festere Gestalt an, und aus der Wehmuth, die dieser Gedanke bei seiner jungen Frau erzeugte, hätte der Graf ersehen müssen, wie viel er sich von der Natur und von der Kunst zur Herstellung seines Glückes geliehen. Er hätte seine Schlüsse ziehen müssen, wie viel er nun selbst aus seinem Innern werde liefern müssen, um die entlassenen Hülfstruppen zu ersetzen.

Aber das Denken und Erwägen war nicht des Grafen Sache. Selbst wenn er es gewollt hätte, wäre er nie im Stande gewesen, das Fühlen und Hoffen Anderer mit seinem Ideengange in Verbindung zu bringen. Er gehörte nicht zu jenen gefährlichen, aber geistvollen Egoisten, die ihre Ueberzeugung aus dem Erkennen menschlicher Schwächen geschöpft haben:

diesen wird alles Fernstehende fremd, alles Fremde null und nichtig, aber für die Allernächsten, für ihre Frauen, für ihre Kinder, kurz für Alle, die eben mit ihrem egoistischen Dasein unbedingt verwachsen sind, können sie guter, ja heroischer Thaten fähig werden. Der Graf dagegen gehörte zu Jenen, deren Selbstsucht aus dem Gegentheil, aus dem Mangel an Kraft, Anderen nachzufühlen, entsprang. Diese Menschen schaden Keinem, der mit ihnen in Berührung kommt, auch nicht dem Gemeinwesen, auch nicht dem Staate, aber gerade die Allernächststehenden, und vor Allen das Weib geht gewöhnlich an ihrer Seite zu Grunde.

In der ersten Klasse des Schnellzuges von Verona nach München saß das junge Paar; sie blühend, Alles an ihr von den genossenen Freuden und Eindrücken noch nachzitternd; er übersättigt, geistig und körperlich matt. Von München aus fuhren sie, ohne sich viel aufzuhalten, nach Oberschlesien.

Es war beschlossen worden, daß man auf dem Rückwege die Besitzungen des Grafen besuchen würde. Olga hatte sich sehr darauf gefreut und wurde nicht müde, ihrem Manne zu betheuern, sie sei kein Kind und wisse, daß eine oberschlesische Landschaft keinen Vergleich mit einer italienischen aushalten werde. Dennoch arbeitete ihre Phantasie ununterbrochen an dem, was sie erwartete.

Der Reichthum des Grafen Radmer war von verhältnißmäßig neuem Datum. In den fünfziger Jahren, als die Bergwerksindustrie in Deutschland einen kräftigen Aufschwung genommen hatte, stellte es sich heraus, daß ein großer Theil der gräflich Radmer'schen Besitzungen von Kohlen- und Erzlagern durchzogen war. Durch glückliche Ausnutzungen, durch Betheiligungen bei anderen Bergwerksunternehmungen hatte der Vater des Grafen jenes große und feste Vermögen erworben über welches der Sohn nun verfügte.

Am zehnten Januar kam der Graf mit seiner jungen Frau auf seiner Besitzung Sosbiewicz an.

Man hatte die letzte Eisenbahnstation gegen Mittag verlassen und den ganzen Nachmittag gebraucht, um das Schloß zu erreichen.

Der Winter war nicht kalt, es herrschte seit einigen Tagen Thauwetter, und auf Olgas Wunsch war beim Beginn der Fahrt das Verdeck des Wagens zurückgeschlagen worden. Rechts und links von der Straße breitete sich das flache Land aus, von dem aufgethauten Schnee durchnäßt, von Pfützen durchzogen. Ueber ihnen wölbte sich der Himmel, einem Asphaltdache gleichend, fest, undurchsichtig, drückend.

Sie fuhren durch verschiedene Dörfer, und zum ersten Mal in ihrem Leben sah Olga Bilder des geduldigen Elends. Schmutz und Armuth hatte sie in Italien kennen gelernt, aber die Menschen hatten doch etwas Bewegliches. Entweder schienen sie fröhlich und waren sich ihrer

Lage gar nicht bewußt, oder sie kämpften jähzornig gegen ihre Noth an. Aber dieser Unempfindlichkeit, dieser Gleichgiltigkeit, dieser Stumpfheit im Elend begegnete sie zum ersten Mal.

Zuweilen wurde der Horizont durch breite, kräftige, aufrecht stehende Linien unterbrochen, es waren die Dampfschornsteine der Hüttenwerke; zuweilen zeigte auch nur eine dichte Rauchwolke, in welcher Richtung ein großes Förderwerk einer Eisen- oder Galmey-Grube zu suchen sei.

Sie fuhren schon über fünf Stunden; die Dämmerung war hereingebrochen und von Osten her zog ein schneidender Wind über die Landfläche. Der Wagen war längst geschlossen worden, Olga saß still neben ihrem Manne und suchte nach einem Gesprächsstoffe. Sie wollte nicht wieder dieselben Fragen nach dem Gute, nach dem Schlosse thun. Aber nach einer Weile begann sie doch wieder:

„Sind wir jetzt auf Deinem Boden?“

„Nein, noch nicht,“ erwiderte der Graf, „ich sagte Dir ja schon, Sosbiewicz ist klein; es ist ungemein werthvoll wegen seiner Kohlenlager, aber klein im Flächeninhalt.“

Olga suchte und suchte nach Fragen; sie hatte alle gethan und schwieg.

Plötzlich hielt der Wagen. Sie hatte einen Zuruf gehört. Ein Reiter hielt neben dem Wagenschlag. Der Graf ließ das Fenster hinab, lehnte sich hinaus und führte ein rasches Gespräch.

Sie hörte, wie der Reiter Glückwünsche aussprach, die der Graf mit kurzem Dank erwiderte, dann zog er das Fenster wieder hinauf, der Wagen fuhr weiter und der Graf wandte sich erklärend zu seiner Frau:

„Der Inspector. Ich habe ihn in das Schloß bestellt, ich hätte ihn auch absteigen lassen können, um ihn Dir vorzustellen.“

„Das kannst Du noch; er reitet neben dem Wagen, ich höre das.“

„So?" sagte der Graf, griff nach dem Fensterband, ließ es aber wieder los und fügte kurz hinzu: „Nun ist es schon gleich."

Kurze Zeit darauf fühlte sie, wie die Pferde schärfer anzogen; rechts und links zeigten sich Lichter von Wirthschaftsgebäuden, sie hörte menschliche Stimmen, man rief, man schrie, ja wirklich, man bewillkommnete sie.

Olga athmete tief auf. Wie ein Alp hatte es sie gedrückt, daß sie möglicherweise still und unbeachtet in das Schloß einziehen würde; sie ließ rasch auf ihrer Seite das Fenster hinab und sah hinaus. In der Dunkelheit konnte sie die Gestalten nicht unterscheiden, und was die zerfließenden Formen verriethen, war nicht gerade herzerhebend. In diesem Augenblicke hätte sie fröhliche Gesichter oder Festgewänder, ohne sie zu sehen, errathen, aber was da draußen stand, das war eine arme Bevölkerung, die nur aus Neugier zusammengelaufen war, das fühlte sie ganz deutlich.

Dennoch wurde es ihr in dieser Minute froher um's Herz, und als nun der Wagen vor einem erleuchteten Thorweg hielt und sie vor demselben zwei saubere Kinder mit Blumen in den Händen erblickte, griff sie unwillkürlich rasch mit mädchenhafter Ungeduld durch das offene Fenster nach dem äußeren Thürgriff des Wagenschlages, als wollte sie dem bereitstehenden Diener zuvorkommen, sprang mit einem Satz aus dem Wagen, trat rasch zu einem der kleinen Mädchen heran und redete es an:

„Nicht wahr, die Blumen sind für mich?"

Das Kind, eingeschüchtert, fing an etwas Eingelerntes zu sprechen, was Olga nicht verstand. Dann, nachdem sie ihm eine Weile zugehört, wandte sie sich zu einem städtisch gekleideten Herrn und fragte:

„Sprechen die Kinder nicht deutsch?"

„Gewiß, sie müssen es sogar thun, wenn es

verlangt wird," sagte der Herr, „aber wir glaubten . . ."

„Ich verstehe nicht polnisch, wenigstens nicht gut genug, um folgen zu können; ich bin eine Russin," erwiderte Olga.

Dann nahm sie die Blumen, küßte die beiden Kinder, gab ihnen Geld, sah sich um und bemerkte, daß der Herr, welcher sie über die Sprache der Kinder aufgeklärt hatte, zu anderen Männern redete, und daß sie von diesen betrachtet wurde, wie Jemand, der Anderen einen guten Spaß verdorben hat.

Der Graf wechselte mit den Umstehenden einige Worte, nannte ihr die Namen der Herren; es waren Directoren, Beamte und Buchhalter seiner Bergwerke und seines Hüttenwerkes. Dann reichte der Graf seiner Frau den Arm und führte sie in das Schloß.

In der Vorhalle befanden sich einige männliche und weibliche Dienstboten, die unterwürfig

grüßten; Olga trat auf sie zu, gab jedem ein liebenswürdiges Wort; dann stieg man in Gesellschaft der vorgestellten Herren die Treppe zum ersten Stockwerk hinauf.

Der Graf hatte von Italien aus den Befehl gegeben, das Schloß einigermaßen würdig für den Empfang seiner Frau in Stand zu setzen. Aber das Gemisch von Verfall und Aufputz rief nun erst recht einen unangenehmen Eindruck hervor. Nirgends war ein behagliches Zimmer, eine zur Ruhe einladende Ecke zu finden, und durch alle Räume zog eine eigenthümliche Mauerkälte, welche allen Erwärmungsversuchen spottete.

Der Graf forderte einige seiner Beamten auf, an dem Abendbrote theilzunehmen, fing dann ohne jeden Uebergang an, mit ihnen über die Geschäftslage zu sprechen, und Olga erfuhr nur nebenher, daß sämmtliche Gutsnachbarn abwesend seien, und daß aus diesem Grunde die Veranstaltung einer großen Jagd unterbleiben mußte. Der Graf

zeigte bald eine starke Müdigkeit, und die Herren verabschiedeten sich.

Der nächste Tag war für die Besichtigung der gewerblichen Anlagen des Grafen bestimmt. Das Wetter hatte sich verschlechtert, unaufhörlich fiel ein eisiger, Alles durchdringender Regen. Die Straßen und Uebergänge waren derartig durchweicht, daß ein Gehen oder Stehen auf denselben für Olga unmöglich wurde; sie hatte nirgends einen Ueberblick vom Freien aus. Man hob sie aus dem Wagen, um sie bald in diese, bald in jene großen Räume zu führen, in welchen der Graf wieder eine Unterhaltung über die Geschäftslage begann, während irgend ein Angestellter sich abquälte, ihr Eigenthümlichkeiten des Kohlenbergwerks zu erklären, die keiner Erläuterung bedurften.

Sie sah durch die trüben, von Schmutz und Staub bedeckten Fenster auf lange, regelmäßige, schwarze Hügel und wußte, daß diese

einen Theil des Vermögens ihres Gatten dar-stellten, sie hörte das Arbeiten der Fördermaschinen, das regelmäßig wiederkehrende, rasche Rollen der kleinen Wagen, welche ihren Inhalt immer von Neuem auf die schwarzen Hügel häuften; aber dies Alles rief in ihr keine Spannung, nicht ein-mal eine rechte Aufmerksamkeit hervor.

Willig ließ sie sich wieder in den Wagen heben, und sie athmete fast erleichtert auf, als der Graf ihr erklärte, es handle sich jetzt nur noch um einen Besuch im Walzwerke.

Sie wurde dort am Eingang von einem in-telligent aussehenden Manne empfangen und freundlich begrüßt. Es fiel Olga bald auf, daß dieser verhältnißmäßig noch junge Director seine Antworten auf die Fragen ihres Mannes stets mit einem feinen Lächeln begleitete, das in Worte übersetzt ungefähr sagen konnte: Lieber Freund, ich beantworte deine Fragen, weil ich muß; übri-gens verstehst Du von der ganzen Sache sehr wenig.

Das großartige, rührige, stellenweis sogar farbenprächtige Treiben in dem Hüttenwerk gefiel Olga natürlich besser, als die Umschau auf den oberen Anlagen des Kohlenbergwerks. Als sie nach einem viertelstündigen Umherwandern von dem jungen Manne auf eine kleine, eiserne Brücke geführt wurde, welche einen vollen Ueberblick über die Haupthalle gestattete, fühlte sie sich sogar tief ergriffen. Sie sah auf ein unentwirrbares Räderwerk hinab. Breite, in rasender Schnelle die Luft durchschneidende Riemen glitten an ihr vorüber, theilten die Bilder vor ihren Augen, brachten sie wieder zusammen, um sie dann ebenso schnell wieder zu zerreißen. Die Beleuchtung wechselte in jeder Secunde. Bald war der Hintergrund von einer weißen Flamme verzehrt, bald erschien er als eine ruhige, schwarze Wand, von der sich wüste, erschreckende Gestalten, die von der Gluth schmelzender Eisenmassen beleuchtet wurden, abhoben. Die Brücke unter ihr schwankte und

zitterte beständig, und dazwischen hinein dröhnte donnerte und krachte es unaufhörlich, als ächze und heule die ganze Erde, als riefe sie um Hilfe, weil sie der Gewalt ihrer eigenen, allzu gelehrigen Kinder erliegen müsse. Zum ersten Mal in ihrem Leben stand Olga unter dem Eindrucke der Macht menschlicher Arbeit. Sie fühlte sich nicht beängstigt, im Gegentheil es wurde ihr freier, weiter um's Herz, ferne, nebelhafte Ziele winkten ihr aus der Zukunft, sie winkten und sprachen:

„Frau eines Arbeiters, sei stolz!"

Olga fühlte sich erhoben, sie fühlte sich stolz, daß ihr Mann der Besitzer dieses Werkes war; ihre Augen suchten ihn, um ihm zu sagen:

„Karl, Du bist der Erste hier. Schaffe! Schaffe! Sieh', meine Wünsche sind bei Dir, meine Seele hilft Dir!"

Ihre Augen fanden ihn an dem Aufgang zu der kleinen Brücke, sie sah in sein Gesicht und sie schrak zusammen vor dem gleichgiltigen, blöden

Ausdruck. Sie wandte sich zu ihrem Begleiter und sah in das männliche, intelligente Gesicht, sah in die klugen, gebietenden Augen, welche Macht genug zu haben schienen, Ordnung in das sie umgebende Chaos zu bringen, und sie fühlte, wie sich eine trübe Bangigkeit um ihr Herz legte. Sie hatte wohl ein Hochgefühl kennen gelernt, aber sie wußte auch, daß sie es nie ihr Eigen nennen werde.

Sie waren nun wieder in den Vorsaal getreten; Olga erkundigte sich nach den Verhältnissen der Arbeiter und fragte, ob und wo sie helfen könne. Der Director erbat freimüthig ein Geschenk für die Krankenkasse, aber lehnte es ab, einzelne Arbeiter zu bezeichnen, die sie belohnen dürfe.

„Das geht nicht," sagte er, „das hilft wenig und verdirbt viel. Ja, Frau Gräfin, wenn Sie später einmal auf längere Zeit zu uns kommen wollen, dann werden Sie viel nützen können. Aber

das Helfen verlangt ein Studium so gut wie das Richten."

Der Graf und Olga verabschiedeten sich von ihm und besuchten noch einige Wirthschaftsgebäude. Der Regen hatte aufgehört, und sie traten die Rückfahrt im offenen Wagen an. Nachdem sie einige hundert Schritte gefahren waren, erblickte Olga ein an der Landstraße gelegenes schmuckes Haus im Villenstil. Sie fragte, ob es das Wohnhaus des Directors sei.

Der Graf bejahte es.

Als der Wagen in die Nähe des Hauses kam, suchte Olga aufmerksam an den Fenstern herum und schien sehr erfreut, als ihre Neugier befriedigt wurde. Eine hübsche, junge Frau grüßte hinter einem der Fenster, Olga nickte ihr freundlich zu und fast unwillkürlich stieß sie ihren Mann, der zufällig nach der anderen Seite sah, mit dem Ellbogen an, indem sie rasch sagte: „Grüße!"

Der Graf zog mechanisch den Hut.

Sie waren in das Schloß zurückgekehrt. Der Graf wiederholte seiner Frau so oft, er habe Alles in bester Ordnung vorgefunden, daß es ihr leicht wurde zu errathen, er hoffe von ihr den Wunsch zu hören, den Aufenthalt auf seiner Besitzung abgekürzt zu sehen. Olga richtete nun auch an ihn die Frage, ob er glaube, daß die Wohnung in Berlin vollständig zu ihrem Empfange bereit sei, und nach einer kurzen Berathung wurde die Abreise für den nächsten Tag festgesetzt.

Also einige Tage früher, als es ursprünglich bestimmt war, fuhr der Graf mit seiner Frau in Berlin vor einem Hause einer Querstraße des Thiergartens vor, und das junge Paar betrat sein neues Heim. Der Graf hatte die Einrichtung der geräumigen Wohnung einem der ersten Decorateure Berlins überlassen, er selbst hatte seinen Einfluß beim Bestimmen der Formen der Möbel, der Farbe der Teppiche zwar ausgeübt,

aber wenig dabei verdorben. Die Wohnung war modern, üppig, reich. Alte Familienportraits fehlten fast gänzlich, ebenso kostbare Stücke, die an eine ruhmreiche Vergangenheit des Geschlechts erinnern konnten. Beim Betreten dieser Wohnung hatte Olga während eines Augenblickes ein leichtes Mißbehagen zu überwinden gehabt und zwar beim Anblick des Kammerdieners des Grafen. Dieser Mann, Beelitz mit Namen, war vor der Verheirathung des Grafen nur kurze Zeit bei ihm im Dienst gewesen; er stammte weder von dem Gute seines Herrn, noch hatte er sich durch übermäßige Treue ausgezeichnet. Olga sah, sie wußte selbst nicht warum, eine kleine Nichtachtung darin, daß der Graf diesen Zeugen seines Junggesellenlebens mit in die neue Wirthschaft einführte. Da sich aber gegen diesen Menschen nichts Bestimmtes sagen ließ, und da es ihr auch schwer geworden wäre, die richtigen Worte für ihr Fühlen zu finden, schwieg sie.

Die erste Woche nach der Rückkehr des Paares war der Ruhe gewidmet. Olga freute sich über die Einrichtung, betrachtete und prüfte das Einzelne, gab ihren Beifall zu erkennen, entsprach aber dabei nicht ganz den Erwartungen des Grafen. Er hatte da und dort einen Ausruf der Freude, ein fröhliches Händeklatschen erhofft. Daß dies nicht geschah, lag wieder in dem Eindruck, den das frisch Abgelieferte hervorbrachte, außerdem gab es zu viele leere Wände, denen der Schmuck der Bilder fehlte, leere große Flächen auf den Kaminsimsen, auf den Tischen, auf den eleganten Schränkchen, kurz, es fehlte die Cultur der Behaglichkeit, welche erst von einem andauernd glücklichen und intimen Leben in eine Wohnung gebracht werden kann. Olga deutete dies ihrem Manne in heiterer und liebenswürdiger Weise an, und der Graf gab sich zufrieden.

Fürst Guranoff besuchte seine Tochter öfters, aber Olga merkte sehr bald, daß sein früheres

sicheres, weltmännisches Benehmen einem fast scheuen Betragen Platz gemacht hatte. Besonders fiel es ihr auf, daß er fast jede Begegnung mit ihrem Manne vermied. Trafen sich die beiden dennoch, so beschränkte sich ihre Unterhaltung auf eine trockene Erledigung der Tagesfragen. Von einem verwandtschaftlichen Vertrauen oder auch nur von einer herzlichen Offenheit, wie sie sich sonst leicht zwischen Männern einzustellen pflegt, war keine Spur vorhanden.

Es war ein kluger Zug der Baronin gewesen, daß sie damals den Fürsten in Geldfragen verwickelt hatte. Genau, wie sie es vorausgesehen, war die geringfügige Summe, welche der Fürst versprochen hatte, sowie das Nadelgeld in dem Ehecontract erwähnt worden. Der Graf hatte aus Geringschätzung nie von dieser Summe gesprochen, und der Fürst wagte nicht aus falscher Scham, auf sie zurückzukommen. Er hatte damals sofort an seine reichen Verwandten in Ruß-

land geschrieben und mit vielen Gründen ausgeführt, daß er diese kleine Summe versprochen habe, um seiner Tochter eine, wenn auch eng begrenzte Unabhängigkeit in der Ehe zu wahren.

Man hatte seine Ansichten in Rußland nicht getheilt und ihm mit weit größerem Recht erwidert, daß, wenn ein Mann von solch großem Reichthum, wie der Graf Radmer, seine Tochter heirathe, ein derartiges Geldgeschenk höchst unangebracht sei, und daß man dieses Geld besser zur Unterstützung wirklich armer Verwandten in Rußland verwenden würde. Davon daß er sich notariell verpflichtet hatte, diese Summe zu zahlen, schrieb der Fürst natürlich nichts. So befand er sich denn in ganz kurzer Zeit in jener falschen Stellung, welche ihm die Baronin in richtiger Voraussicht angewiesen hatte. Nicht nur, daß das Geld weder dem Grafen, noch der Gräfin gezahlt wurde, der Graf fand sogar beim Revidiren der Ausgaben, welche sein Bankier für ihn bestritten hatte, eine

Anzahl von bezahlten Rechnungen, welche unzweifelhaft mit der Aussteuer seiner Frau im Zusammenhange standen. Der Graf verlor über alle diese Umstände kein Wort, er erwähnte sie weder jetzt noch später gegen seine Frau oder die Baronin, er begnügte sich damit, den Fürsten forthin über die Achseln anzusehen.

Der Fürst, der von der Ehe seines Kindes ganz besondere Freuden und Vortheile erwartet hatte und sich nun vollständig enttäuscht fand, lenkte dennoch in das Leben ein, welches er so lange sehnsüchtig für sich herbeigewünscht hatte. Während der Abwesenheit des jungen Paares hatte er sich eine behagliche Junggesellenwohnung eingerichtet und sich sofort in verschiedenen Clubs als Mitglied vorschlagen lassen. Dem Fürsten und dem Schwiegervater des Grafen Radmer öffneten sich selbstverständlich alle Thüren. Da er fortan während des ganzen Tages und auch während des größten Theils der Nacht nichts

Anderes that, als die verschiedenen Chancen der Glücksspiele zu untersuchen und zu berechnen, war er bald den meisten Clubmitgliedern, besonders den jüngeren, in vieler Beziehung überlegen. Da er sich ferner stets über die Gefahr, in welcher er beim Kartenspiel schwebte, klar blieb, gehörte er bald zu den sogenannnten Unbesiegbaren. Sein Lieblingsspiel war Quinze, ein Kartenspiel, bei dem der Schwerpunkt darin liegt, den Gegner mit Worten, ja mit ganzen Reden irre zu führen und ihn über den Werth der eigenen Karten möglichst lange im Unklaren zu lassen. In diesem Spiel war der Fürst bald anerkannter Meister, denn sein ganzer Charakter, sein ganzes Temperament, seine ganze Ueberzeugung waren „Quinze".

Dieses Kartenspiel, welches eine Unzahl von Variationen zuläßt, beschäftigte ihn derartig, daß er tagelang auf neue Ueberraschungen und neue Kniffe sinnen konnte. Dadurch hatte sein äußeres Wesen etwas Abgeschlossenes, Schweigsames er-

halten. Gleichgiltig hörte er im Club den Gesprächen über die Tagesfragen, den Erzählungen aus dem Leben der Gesellschaft zu. Aber sobald man sich um den Spieltisch gruppirte, blitzten seine Augen, wurde sein Körper jugendlich elastisch. Die Worte flossen leicht von seinen Lippen, er würzte die Reden, welche das Spiel erforderte, mit Humor, und so mancher junge Mann, der ihm zu aufmerksam zuhörte, oder über eines seiner Witzworte in helles Lachen ausbrach, verstummte plötzlich, um wehmüthig von seinem Gelde Abschied zu nehmen, das der muntere Fürst einstrich.

Olga wußte wenig oder nichts von der Thätigkeit ihres Vaters; ihr genügte die Erklärung des Fürsten, daß ein Schwiegervater in der ersten Zeit sich möglichst fern von dem jungen Paare zu halten habe. Sie wunderte sich um so weniger über diese Bemerkung, als fast kein Tag verging, an dem nicht irgend jemand ihr eine Betrachtung

über den nothwendigen Unterschied ihres jetzigen Lebens zwischen ihrem früheren zum Besten gab.

Schon wenige Tage nach ihrer Ankunft in Berlin war es ihr aufgefallen, daß ihr Mann sich in einer gewissen Lässigkeit hinsichtlich seiner Sprache gefiel. Seine Scheu, die ihn während seines Brautstandes so gut gekleidet hatte, war vollständig geschwunden. Er nannte Dinge beim richtigen Namen, die er sonst umschrieben hatte, ja er gefiel sich fast darin, ihre Verwunderung darüber wach zu rufen, um dann lachend zu sagen:

„Aber, liebes Kind, verheirathete Leute!"

Seine Freunde oder vielmehr diejenigen Bekannten, die er herausgegriffen, um sie mit dieser Bezeichnung zu belehnen, waren Olga ziemlich gleichgiltig. Aber sie machte doch bald eine eigenthümliche Beobachtung. Benahmen sich diese Herren sehr zurückhaltend gegen sie, so verfiel auch der Graf in ein fast gleichgiltiges Betragen.

Erwies aber einer dieser Herren ihr eine besondere Aufmerksamkeit, oder gerieth ein Anderer gar in eine ausgesprochene Bewunderung für sie, sofort war der Graf auch in einer belebten Stimmung. In diesem Benehmen zeigten sich nicht etwa die Spuren einer aufkeimenden Eifersucht, das hätte sie so wenig wie irgend eine andere Frau verletzt. Sie fühlte, es war etwas Anderes, und so ertappte sie sich eines Tages bei einer Betrachtung über eine Liebe, die etwas vom Geiz und vom Neid an sich hat, die sich nur wohl durch den Besitz fühlt und diesen Besitz genau nach dem Grade schätzt, in welchem er von Anderen anerkannt und beneidet wird. Ihre Ahnung sollte sehr bald eine Bestätigung finden. Sie beobachtete genau, daß die Zärtlichkeit des Grafen, sobald ihr Aussehen in Folge eines Unwohlseins oder einer Uebermüdung gelitten hatte, vollständig verschwand, daß aber ein Spaziergang, welcher ihre schöne Hautfarbe wiederherstellte, oder eine Toilette,

welche ihre Erscheinung in einen neuen Rahmen setzte, genügte, um dem Grafen Worte einer plötzlichen Bewunderung zu entreißen.

Dies Alles verletzte sie tief. Sie fühlte sich erniedrigt in dem steten Bewußtsein, lediglich in Besitz erklärt zu sein. Nirgends fand sie den Beginn jenes hohen Kampfes zwischen zwei Seelen, welche gegenseitig um die Herrschaft ringen, jenes Kampfes, welchen die Frau so muthig aufnimmt, indem sie die Worte betend zum Himmel sendet: „Laß mich unterliegen.“ Für sie war dieser Kampf ausgekämpft, ohne je begonnen zu haben.

Sie erstaunte zuweilen, in welch' verschiedenem Maße das Ablaufen der Zeit sich ihr darbot. Manche Stunden schienen ihr einen Umfang von halben Tagen anzunehmen, dann wieder erschrak sie, von einem Sessel sich erhebend und auf die Uhr blickend, daß sie, im Wahne, kurze Zeit über Etwas nachgedacht zu haben, volle zwei Stunden

auf einer und derselben Stelle gegrübelt hatte. Dann raffte sie sich wohl auf, machte sich selbst Vorwürfe, indem sie zu sich sprach:

„Das wird in jeder Ehe so sein. Du bist zu jung, zu phantastisch. Bist du ihm nicht Dank schuldig?"

Und sie zwang sich zu einem heiteren Wesen, sie kokettirte mit ihm, sie sann auf kleine Mittelchen, ihn auf liebenswürdige Weise zu reizen oder zu erfreuen. Aber sehr bald merkte sie, daß er alle diese Mittel kannte, daß sie ihn nicht überraschten, und mit tiefer Scham im Herzen zog sie sich zurück.

Dazwischen tauchte in ihrem Haushalt dann und wann die Baronin auf. Sie kam mit ihrem gütigen Gesicht, mit ihrem gleichmäßig freundlichen Betragen, sie ließ stets ihren Wagen warten und verweilte nie länger als einige Minuten. Sie hatte immer einen triftigen Grund für ihr Kommen, sei es, daß es sich um eine Anfrage, eine Be-

sorgung, eine Einladung handelte. Sie zeigte sich dem Grafen, machte ihn lebhaft und verschwand gewöhnlich in dem Augenblick, in welchem das Gespräch auf der Höhe war, den Grafen ungeduldig und ärgerlich über ihr Weggehen zurücklassend.

Kurz nach einem solchen Besuche geschah es, daß der Graf, der nicht eben allzu gütig mit seinen Dienstboten verkehrte und einem Diener einen Verweis gegeben hatte, sich an seine Frau mit einer gleichgiltigen Frage wandte, bei welcher er es nicht für nöthig hielt, den aufgeregten Ton, in welchem er soeben zu dem Diener gesprochen hatte, zu ändern.

Olga, mehr erstaunt als verletzt, sah ihm ruhig mit ihren dunkeln Augen voll in's Gesicht, ohne ihm eine Antwort zu geben.

Der Graf, der die ruhige, entschlossene Geberde seiner Frau wohl verstand, sagte:

„Ich habe mich geärgert, Du mußt mir das

zu Gute halten. Ich kann nicht jeden Ton und jedes Wort vorher prüfen. Das darfst Du nicht von mir verlangen."

Olga sagte ruhig:

„Doch, ich verlange es."

Der Graf schwieg.

Wenige Tage später, bei einem Spaziergange durch die Straßen, sahen sie in dem Schaufenster eines berühmten Antiquitätenhändlers ein entzückendes Möbel. Olga drückte ihre Bewunderung aus. Der Graf, der in guter Laune war, fragte sie:

„Willst Du es haben?"

„Oh, sehr gern," erwiderte sie rasch.

Der Graf prüfte es noch einmal und wandte sich, eine Zahl auf einem Zettel entdeckend, zu ihr:

„Der Preis ist unverschämt."

Olga, die seinen Blicken gefolgt war und gleichfalls die Zahl gelesen hatte, schwieg, und sie gingen weiter. Sie fühlte sich für wenige

Minuten verletzt, aber bald siegte ihr feiner, wirthschaftlicher Sinn. Sie gab ihrem Manne sogar Recht; sie selbst fand den Preis, wie dies bei Curiositäten oft vorkommt, zu hoch.

Sie hatte das Möbel fast vergessen, als sie nach einigen Wochen mit dem Grafen wieder durch dieselbe Straße ging und Beide an demselben Schaufenster vorbei kamen.

„Da ist ja das Ding noch," rief der Graf, und ohne Olga weiter zu fragen, führte er sie in den Laden und kaufte das Möbel.

Er hatte sich damals vorgenommen, seine Frau mit dem Ankauf zu überraschen, und hatte die ganze Sache einfach vergessen.

Olga, die dies wohl durchschaute, zwang sich zu einem Lächeln und zu einem freundlichen Danke. Sie äußerte fortan sehr selten ihre Wünsche.

Der Graf war vermöge seines Adels zu den Hoffestlichkeiten zugelassen; der Adel selbst war begierig, die junge Frau des Grafen kennen zu

lernen, und so fehlte es dem jungen Paare nicht an Einladungen.

Olga, so reizend und liebenswürdig ihre ganze Erscheinung war, hatte nichts Gebietendes in ihrer Haltung, sie machte kein Aufsehen beim Eintreten in einen Ballsaal, ihre Herrschaft begann stets erst, wenn die Gesellschaft eine Stunde zusammen war, wenn die geblendeten Augen der Herrenwelt sich zu ruhigem Beschauen geneigt fühlten und auf dem klassischen Ebenmaß von Olgas Erscheinung ausruhten.

Olga fand in dieser Gesellschaft weder Freundinnen noch Feindinnen. In den vertrauten Beziehungen der einzelnen Adelsgeschlechter war sie nicht bewandert; die künstlerischen Größen, welche ihr da oder dort begegneten, hatte sie bisher weder in ihrem Entwickelungsgange, noch in ihren Werken verfolgen können. Sie war sehr oft auf ruhiges Zuhören angewiesen, und so ge-

langte sie nach und nach in den Ruf einer liebenswürdigen Beschränktheit.

Noch schlimmer ging es ihr, wenn man auf die Erzeugnisse der Literatur zu sprechen kam. Sie hatte nur das gelesen, was ihr die Vorsteherin des Pensionats in Dresden als geeignet bezeichnet hatte, und das war gerade nicht viel gewesen. Jetzt dehnte sich oft die Zeit vor ihr und wollte ausgefüllt sein. Olga hatte auch wirklich Vieles nachzuholen, wollte sie nicht theilnahmslos oder gar ungebildet erscheinen, und so griff sie zu den Büchern.

Sie sprach und las fast gleichmäßig fließend Deutsch, Französisch und Russisch, und in einem Zeitraum von wenigen Monaten überflog sie die moderne Romanliteratur dreier Nationen.

Sie las, was sich ihr bot, mit der Ausdauer der Frau, immer neue Bilder in sich aufnehmend, zwecklos, planlos, heute ein Buch eines idealistischen Deutschen, morgen das eines pessi-

mistischen Russen, übermorgen das eines realistischen Franzosen. Es ging ihr bei der Lectüre dieser Bücher wie dem jungen Studenten der Medicin, der beim Studium der Werke seiner Wissenschaft alle Symptome der Krankheiten, von dener er liest, mitfühlt; sie fand kaum eine junge, unglückliche Frau, deren Leiden nicht begonnen hatten, wie die ihrigen.

Inzwischen war ihr auch der Grund des kühlen Betragens ihres Mannes gegen ihren Vater klar geworden.

Eines Tages bei Tisch brach der Graf in den plötzlichen Ausruf aus:

„Welchen Aerger mir dieser Mann bereitet!"

Olga sah ihn erstaunt an und der Graf zögerte nicht, ihr eine Erklärung zu geben.

Es handelte sich um ihren Vater.

Fürst Guranoff hatte einen bösen Abend erlebt. Das Undenkbare war geschehen, er war im Quinze besiegt worden. Ein junger, frischer

Junker hatte ihn aus dem Sattel gehoben, und der ganze Club hatte dazu gelacht und Bravo gerufen.

Man hatte den jungen Mann vor dem Fürsten gewarnt, ein Freund hatte ihm sogar gedroht, an seinen Vater, einen westfälischen Gutsbesitzer zu schreiben, wenn er es wagen würde, sich mit Guranoff an den Spieltisch zu setzen. Aber der junge Westfale hörte nicht auf ihn, er legte eine große Summe vor sich auf den Tisch und das Spiel begann. Der Fürst hielt seine glänzendsten Reden, aber sie prallten wirkungslos an der Unerfahrenheit des Junkers ab, dreimal kaufte der Fürst Quinze und dreimal hatte der jugendliche Westfale Quinze in der Vorhand. Der Fürst war gesprengt. Die Zuschauer lachten und applaudirten. Der Fürst lachte mit, aber es war ein eigenthümliches Lachen; die Lippen wollten nicht mehr in die richtige Lage zurückkehren, er lächelte immer noch, als ihm die be-

treßten Diener in der Garderobe in seinen Pelz halfen, er lächelte, bis er die Treppe hinabgestiegen war und sich auf der Straße befand. Da endlich ließen die krampfhaft gespannten Muskeln nach und leise seufzte er vor sich hin:

„Kein Glück mehr."

In allen Clubs wird wenig mit baarem Gelde gespielt, man markirt die gesetzten Summen mit Jetons aus Elfenbein, welche mit Ziffern versehen sind, der Ausgleich der Zahlung geschieht alsdann durch die Beamten des Clubs. Guranoff hatte dem Haushofmeister über die verlorene Summe einen Bon gegeben, aber da mehrere Tage vergingen, ohne daß der Fürst Anstalten traf, diesen kostbaren Autographen wieder an sich zu bringen, so hielt es ein Freund des Grafen Radmer für richtig, diesen darauf aufmerksam zu machen, daß es in seinem Interesse liege, rechtzeitig das Geschwätz über seinen Schwiegervater im Club zu ersticken. Der Graf beeilte sich, die

immerhin beträchtliche Summe zu bezahlen, und er stand nun vor der Nothwendigkeit, entweder mit dem Fürsten einen heftigen Auftritt zu haben oder dem Haushofmeister zu erklären, er möge fortan dem Fürsten keine Jetons mehr verabfolgen.

Diese unangenehme Aussicht war es, welche ihm den Ausruf bei Tisch entlockt hatte.

Olga nahm diese Mittheilungen mit anscheinender Ruhe entgegen, und da sie merkte, daß der Graf den Wunsch hege, sie möge ihrem Vater alles das sagen, was er ihm eigentlich zu sagen hatte, und da sie selbst einsah, daß dies wohl das Beste sei, suchte sie den Grafen mit einigen zärtlichen Worten zu beruhigen. Dieser, bei dem die Furcht, seinen Geist aus der gewohnten Trägheit aufrütteln zu müssen, stärker war als der Aerger über die verlorene Summe, athmete erleichtert auf.

Die Gräfin hatte die unvermeidlich gewordene Unterredung mit ihrem Vater. Der Fürst schwur

den üblichen Schwur des Spielers, nie wieder eine Karte anzurühren, und die Sache war erledigt.

Olga aber hatte fortan ein wirkliches faßbares Leid zu verbergen und zu überwinden, ein bohrendes Leid, welches alle anderen Gefühle ankränkelte, und diese nie zu einer freudigen Entfaltung kommen ließ. Kaum neunzehn Jahre alt, hatte sie mit ihrem Vater, um ihn vor der Heftigkeit des Grafen zu schützen, eine Unterredung, in der alle Gefühle vertauscht waren, in der sie, das Kind, ernst, ja vorwurfsvoll sprechen mußte. Wieder, das fühlte sie, starb in ihr Etwas langsam ab. Sie barg in ihrem Herzen einen Schatz von Zärtlichkeit und Liebe, sie hätte gern allen Menschen zugerufen: Kommt! Nehmt! Seht, ich bin so reich! Aber selbst die, die ihr am nächsten standen, ließen diesen Schatz unberührt. Wirre Fragen drängten sich ihr auf. Warum habe ich dann doch in Eurem Ideenkreise eine solch' große Rolle

gespielt? Was wolltet Ihr dann mit Euren empfindungslosen Gesichtern, mit Euren leeren Herzen, mit Eurem kühl berechnenden Verstande von mir? Vater, Du, dem ich in kindlicher Treue anhing, hast Du mich wirklich verrathen und verkauft? Mann, Du, dem ich so vertrauensvoll folgte, hast Du mich wirklich nie geliebt und nur begehrt? Sie schauderte, sprang auf, ihr Blick fiel zufällig in einen Spiegel, und sie schlug die Hände vor ihr Gesicht.

Als Olga einige Wochen später gegen Mittag aus der Stadt, wo sie einige Besorgungen gemacht hatte, nach Hause zurückkehrte, fand sie den Grafen in einem lebhaften Gespräch mit Frau von Mering. Bevor sie die Thür öffnete, hörte sie ein gemeinsames, heiteres Lachen, und besonders fiel es ihr auf, daß ihr Mann seine Worte fließend und rasch vorbrachte.

Bei ihrem Eintreten wurde sie von Frau von Mering mit einer Lustigkeit begrüßt, nicht

als beträte sie ihr eigenes Haus, sondern als käme sie zum Besuch bei der Baronin. Sie merkte deutlich, daß man bei ihrem Eintritt ein Gespräch, ohne es beendet zu haben, fallen gelassen, und daß man nun nicht mehr den Muth hatte, es in ihrer Gegenwart wieder aufzunehmen.

Die Baronin führte noch während einer Weile die Unterhaltnng mit großer Sicherheit weiter und empfahl sich dann wieder, wie immer, den Grafen in übler Laune zurücklassend.

Diese Besuche der Frau von Mering wiederholten sich, und Olga konnte lange nicht über die Empfindung, welche sie beim Kommen und Gehen dieser Frau hatte, in's Klare kommen. Eifersucht war es nicht; es war ein Gefühl der verletzten Würde, der mißachteten Hoheit, welches sie empörte, und sie blieb stets im Zweifel, ob sie zuerst den Grafen oder die Baronin dafür verantwortlich machen sollte.

Dazwischen gab es kleine Vorfälle, welche

nicht geeignet waren, die ins Wanken gerathene Achtung vor ihrem Gemahl wieder zu befestigen.

Sie fand bei dem Suchen nach einem Couvert auf dem Schreibtisch ihres Mannes einen offenen Brief, in welchem er von einer Frau um Unterstützung angesprochen wurde; der Ton der Sprache, die Fassung des Inhalts ließen keinen Zweifel über die Art der Beziehungen, in welchen ihr Mann zu der Bittenden gestanden hatte. Aber auch hier war es wiederum der Umstand, daß er diesen Brief nicht verschlossen oder zerrissen hatte, welcher sie am meisten verletzte.

Sie fühlte sich immer mehr herabgedrückt und erniedrigt. Sie empfand bei Tage oft eine nicht enden wollende Müdigkeit, sie lag stundenlang auf einer Chaiselongue, ohne die Kraft zu haben zu lesen, ja selbst zu denken. Dieser Zustand dauerte stets so lange, bis er plötzlich und ohne jede äußere Veranlassung in das Gegentheil umschlug, fast immer endete er mit einer Sucht

nach einer starken Zerstreuung. Dadurch erschien ihr ganzes Benehmen jedem Menschen als übertrieben launenhaft, und doch that man ihr bitteres Unrecht; sie war thatsächlich oft um sechs Uhr Nachmittags nicht kräftig genug, ein Glied zu rühren, während sie um Mitternacht in einer Gesellschaft alle Frauen an Frische und Munterkeit übertraf.

Dieses Benehmen paßte natürlich nicht zur Bequemlichkeit ihres Gatten, und so kam es, daß, als er einst einem guten Bekannten von dem veränderlichen Betragen seiner Frau erzählte, ein Wort fiel, welches für Olgas ganzes Leben unheilvoll werden sollte. Dieses Wort hieß „die andere Rasse".

„Was wollen Sie, Graf? Ihre Frau ist eine Russin. Die Slaven sind alle excentrisch," hatte der Freund, vielleicht in guter Absicht, ausgerufen.

Der Graf, der nach einer Erklärung für

das Benehmen seiner Frau gesucht hatte, war froh, eine solche gefunden zu haben, und mit der ihm eigenthümlichen Zähigkeit hielt er an derselben fest. So oft sich Olga fortan in ihren Neigungen, in ihrem Benehmen im Widerspruch mit ihrem Mann befand, immer erwiderte er ihr:

„Du hast ein anderes Temperament, das kommt von der verschiedenen Abstammung,“ oder „Wir verstehen uns eben nicht ganz, jede Rasse hat ihre Eigenthümlichkeiten.“

Die Baronin, welcher der Graf seine neue Entdeckung mitgetheilt hatte, bestärkte ihn in seiner Ansicht, und von diesem schiefen Gesichtspunkt aus sah der Graf nun überall Absonderlichkeiten an seiner Frau, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden waren. Es fehlte nicht viel, so hätte er — Graf Radmer! — seine Frau für eine frivole Natur erklärt, denn gelegentlich eines Gespräches über Vernunftheirathen hatte Olga in heiterem Tone die Möglichkeit derselben zugegeben, sie hatte

ferner einmal scherzhaft gesagt, die Frau dürfe ihrem Manne gegenüber nie leicht ihr Unrecht eingestehen, lauter Bemerkungen, welche die bravste Handwerkerfrau auch einmal in ihrem Leben gemacht hat. Aber die Baronin flüsterte dann stets dem Grafen geschickt in's Ohr:

„Diese Grundsätze sind etwas slavisch."

Der Graf nickte ihr dann wehmüthig und verständnißvoll zu, und die Beiden hielten sich in solchen Augenblicken für bessere, höher stehende Menschen.

Immer deutlicher wurde der Riß, der sich zwischen den beiden Gatten aufgethan hatte, und die Baronin ließ keine Gelegenheit vorübergehen, um von der einen oder der anderen Seite etwas abzubröckeln, diesen Riß nach und nach zu einer unübersteiglichen Kluft zu gestalten.

Frau von Mering hatte seit der Hochzeit des Grafen eine elende Zeit durchlebt. Im Besitz eines leidlich großen Vermögens, konnte sie nach

wie vor ihren Gewohnheiten und Liebhabereien nachgehen, aber gerade weil ihr Dasein durch keine Sorgen und Aufregungen zu leiden hatte, blieb ihr zu viel Zeit, mit ihren Gedanken immer wieder nach dem Hause des Grafen zurückzukehren. Merkwürdigerweise verweilten dann ihre Rachegedanken stets länger bei der Frau des Grafen, als bei ihm selbst. Sie empfand die Ungerechtigkeit dieses Gefühls; ja zuweilen, wenn ihre Nerven durch die Lecture eines Buches in Schwingung gerathen waren, und sie sich einen fremden Edelmuth anempfunden hatte, brach sie in Thränen aus und rief; Ich will nicht! Diese Frau ist gut, sie ist edel! Sie ist hundertmal besser als ich! Aber diesen Minuten standen Tage und Wochen gegenüber, in denen ihr gerade dies das Unerträglichste schien, daß jene Frau so hoch über ihr stehe. Sie folgte dann jenem eigenthümlichen Instinct der Leidenschaften und Tugenden, den man Bekehrungstrieb nennen könnte, denn wie

das Gute stets Andere zu sich hinaufzuziehen sucht, so suchen auch Leidenschaft und Laster Genossen zu werben und Andere zu sich herabzuziehen. Sie hätte es einst vielleicht selbst nicht geglaubt, daß es so kommen könnte, aber heute hätte sie eher dem Grafen die ihr angethane Schmach und Demüthigung vergeben, als Herrin über dieses Gefühl werden können: herunter mit dieser Gräfin! Herunter zu mir!

Olga merkte sehr bald, daß die Herrschaft, welche die Baronin auf ihren Mann ausübte, an Kraft zunahm. Frau von Mering kam jetzt öfters. Man änderte ihr zu Liebe zuweilen die Tischzeit ab und der Graf zeigte jetzt nicht nur eine Verstimmung, wenn die Baronin ging, sondern auch eine anhaltende Ungeduld, bevor seine Freundin kam.

Eines Tages, als für den Abend ein Gang in die Oper vorgeschlagen wurde und Olga dagegen sprach, gab der Graf der Baronin ihr

gegenüber Recht und Frau von Mering hatte während des ganzen Streites keine Veranlassung genommen, einzulenken.

Olga wurde stutzig.

Sie fragte sich:

„Welchen Grund hat diese Frau, mich zu reizen?“

Sie nahm sich vor, klug und vorsichtig zu sein und die Worte der Baronin auf das Genaueste zu beachten, um den Plan zu errathen, welchen diese Frau im Schilde führt. Sie fühlte bald, daß sie selbst bei dem Denken und Trachten der Baronin weit mehr als ihr Mann in Frage kam. Sie bemerkte ferner, daß Frau von Mering sich Mühe gab, in allen Gesellschaften ihr möglichst rasch diejenigen Männer vorzustellen und in ihrer Nähe zu halten, welche in dem Rufe standen, eine verführerische Macht auf die Frauen auszuüben.

Immer klarer durchschaute sie die Absicht

der Baronin, immer bestimmter wurde in ihr die Ueberzeugung:

„Diese Frau will mich verderben.“

Von diesem Augenblicke an brach in Olga aus der in ihr verletzten Würde ein urkräftiger Stolz hervor, und muthig nahm sie den Kampf auf, zu dem sie von dieser Frau so übermüthig herausgefordert worden war. Jede Erschlaffung, jede Müdigkeit schien aus ihr geschwunden, sie hatte eine Lebensaufgabe gefunden, welche hieß: Nicht unterliegen.

Sie besaß nicht genügend Beweise, um der Baronin einfach ihr Haus zu verbieten. Sie wußte, daß ihr Mann diese Frau gegen sie vertheidigen würde, sobald sie eine heftige Anklage gegen sie erheben wollte, sie wußte, daß man sie undankbar nennen würde, wenn sie sich zu einem heftigen Schritt gegen die Baronin hinreißen lassen würde, denn alle Welt kannte die Baronin als diejenige, welche ihre Ehe mit dem sechsfachen Millionär

gefördert hatte. Sie begann daher den Kampf nicht im eigenen Hause, sondern übertrug ihn zuerst auf das gesellschaftliche Gebiet.

Sie suchte fortan bei Jedem ein Interesse für sein Thun und Lassen herauszufinden. Wer sich ihr in einer Gesellschaft näherte, konnte sicher sein, daß sie eine Unterhaltung mit ihm suchen würde, die ihn anregte und förderte. Sie entzückte Alle durch ihre persönliche Liebenswürdigkeit und, indem sie auf diese Weise ihre Schönheit als etwas Nebensächliches behandelte, stieg diese in den Augen der Welt nun erst recht im Werth. Der Graf, der nun täglich ein Dutzend Lobsprüche über seine Frau anhören mußte, fühlte sich sehr geschmeichelt, und so gab es wieder Tage mit Zärtlichkeitsausbrüchen für Olga. Sie nahm sie äußerlich freudig, innerlich mit tiefer Verachtung entgegen, sie hatte nur einen Gedanken: den Kampf gegen die Baronin durchzuführen.

Mitleidslos, schonungslos ging sie zum

offenen Angriff über. Stets horchte ihr Ohr dem Augenblick entgegen, in welchem die Baronin das Wort in der Gesellschaft ergreifen würde. Immer trat sie den Ansichten ihrer Feindin entgegen, und immer blieb ihr der Sieg, denn Jeder fühlte, es handle sich zwischen den Beiden gar nicht mehr um Recht oder Unrecht. Das war Krieg, und es siegte der Stärkere. Auf Olgas Seite war die größere Zahl von Bundesgenossen, diese verlangten den Sieg für die Gräfin, und damit war auch schon die Schlacht gewonnen.

Die Baronin, welche auf diesen heftigen Widerstand nicht gefaßt war, wurde furchtsam und vorsichtig, das aber waren nicht die Eigenschaften, welche zu ihrer Erscheinung paßten, und eine andere Gegnerin als Olga hätte sie vielleicht für immer vernichtet, denn die Baronin war oft genug in Gefahr, lächerlich zu werden.

Olga empfand vorläufig Freude an dem Kampfe selbst, nur manchmal sagte sie sich:

„Das also ist mein Leben! Etwas zu besitzen, was kaum des Besitzes werth ist und diesen Besitz noch gegen Feinde vertheidigen zu müssen!“

Jung und Alt sprach mit Begeisterung von Olga, eine Gesellschaft, in der sie nicht erschien, entbehrte des Reizes, und selbst die Frauen schienen ihre Herrschaft anerkennen zu wollen, — sie schienen es freilich nur, denn sie wußten zu gut, wie werthlos eine solche Herrschaft ist, wie entsetzlich qualvoll sie werden kann, wenn andere Königinnen auferstehen, und dann das Heeresgefolge nach und nach zu diesen übergeht. Olga selbst fühlte wohl manchmal, daß es ihr wie dem Zauberlehrling ergehe, der Elemente entfesselt, die er dann gern wieder gebannt hätte. Unerträglich schien ihr oft der Zwang, immer gleichmäßig liebenswürdig bleiben zu müssen. Mit den kleinen Auszeichnungen, die jede Frau zu vergeben hat, mußte sie vorsichtig sein, denn schon genügte ihr Name, um Freunde zu Feinden zu machen. Schon

gab es Männer, deren übermäßige Zuvorkommenheit nicht mehr von Zudringlichkeit zu unterscheiden war; diese mußte sie, ohne sie zu verletzen, von sich fern halten, dann wieder mußte sie ihr Betragen nach der Bildung und den Charakteren Anderer einrichten, mußte ernst bleiben, wenn sie gern hell aufgelacht hatte, und oft — wie oft! — lächeln, wenn es ihr trüb um's Herz wurde. — Ohne zu lieben, ohne geliebt zu sein, mit neunzehn Jahren kannte die Gräfin Radmer das ganze Arsenal der Koketterie und wußte jede Waffe desselben zu gebrauchen.

Die Baronin litt schwer unter ihrer Niederlage. Es gab nun wieder Stunden, in denen sie sich vornahm, den ganzen Kampf aufzugeben. Aber wenn sich der Tag in's Unendliche dehnen wollte, und sie dann zum vollen Bewußtsein ihres leeren und zwecklosen Daseins gelangte, richteten sich ihre Gedanken doch wieder nach dem Hause des Grafen, und der Wunsch nach Rache wurde von Neuem in ihr lebendig.

So saß sie eines Tages in ihrem Boudoir, müde und abgespannt, fest entschlossen, dem früheren Staatsminister Grafen Altenrode sagen zu lassen, daß sie heute bei seiner Soirée nicht erscheinen werde. Aber nach einer halben Stunde war ihr der Gedanke unerträglich, man könne glauben, sie wolle ein Zusammentreffen mit der Gräfin Radmer vermeiden, und sie verlangte nach ihrem Wagen, um eine Besorgung für ihre Toilette selbst zu erledigen. Auf dem langen Wege zu einer Modistin, welche sie protegirte und der sie eine geringe Aenderung an ihrer Robe anvertraut hatte, saß sie in sich gekehrt und grübelnd, sie hatte keinen Sinn für das Treiben der Menschen auf den Straßen, und nur manchmal streiften ihre Blicke die Häuserreihen als hoffte sie, die steinernen Vorhänge würden sich heben und ihr neue Mittel für den Kampf gegen die Gräfin zeigen.

IV.

In dem südlichen Theile der Charlottenstraße stand ein gewöhnliches Miethshaus, es unterschied sich wenig von den gleichmäßigen Bauten, welche die ganze Straße bildeten. Es hatte drei Stockwerke, acht Fenster Front, in der Mitte einen großen, offenen Thorweg, über welchem ein Schild angebracht war: „Fabrik für Gas- und Beleuchtungsanlagen von August Mühlberg.“ Durch einen großen Flur gelangte man auf den Hof, dort lagen eiserne Röhren und große Werkzeuge. Gegenüber dem Eingang stand ein großes Backsteinhaus, es war die Fabrik.

Aus diesem Hause trat ein Mann von fünfzig

Jahren, groß, breitschulterig, und ging nach einem speicherartigen Gebäude, welches auf der rechten Seite des Hofes stand. Er versuchte einzutreten. Die Thür war verschlossen. Er trat an die Seite des Hauses; die Hand über die Augen haltend, versuchte er, durch ein hohes, breites Fenster zu sehen, er klopfte und rief:

„Georg, bist Du da?"

Er erhielt keine Antwort, er ging an eine kleine Thür, welche gleichfalls in dieses Haus führte, zog einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete. Er befand sich in einem kleinen Raum, angefüllt mit Werkzeugen, Formen, kleinen Modellen, dann öffnete er eine zweite Thür und trat in den großen Raum des Hauses.

August Mühlberg befand sich in dem Atelier seines Sohnes, welches dieser erst vor einer halben Stunde verlassen haben konnte. Der Raum war wie die meisten Bildhauerateliers fast schmucklos. An den Wänden standen Gipsabgüsse, Skizzen,

angefangene und halbvollendete Werke. Man fühlte, an diesem Orte wurde gearbeitet, fleißig, hingebungsvoll, vielleicht etwas zu ernst, denn nur in einer Ecke sah man ein kleines Zugeständniß an die Behaglichkeit in Gestalt von zwei großen, schweren Sesseln.

August Mühlberg ging bis in die Mitte des Raumes, hob die nassen Tücher von einer angefangenen Gruppe, ließ einen langen, prüfenden Blick auf ihr ruhen, deckte sie wieder zu und wollte eben den Raum verlassen, als sein Sohn eintrat.

Georg Mühlberg sah seinem Vater auffallend ähnlich, er hatte dieselbe große, breitschulterige Figur, denselben Vollbart, dieselben grauen Augen und dieselben ungelenkigen Bewegungen. Sein Blick war der eines Mannes, der entschlossen ist, seine eigenen Wege zu gehen, für seine künstlerischen Ueberzeugungen nie zu leiden, ohne vorher für sie gekämpft zu haben. Eine strenge

Schule mußte ihn gelehrt haben, selbstgesteckte Ziele zu verfolgen und Worte ohne Thaten zu verachten.

Die Art des Verkehrs mit dem Vater machte den Eindruck, als ob der Alte einen bestimmten Einfluß auf den Entwickelungsgang seines Sohnes gehabt, und das war in der That der Fall gewesen.

Mühlberg, der Vater, bekleidete vor sechsundzwanzig Jahren die Stellung eines Werkführers in einer Fabrik, als er sich auf einem Ausflug in die Umgegend zum Sterben in die Tochter eines Lehrers an der Gemeindeschule verliebte.

Antonie, ein kleines, hübsches, ausgelassenes Mädchen, ahnte so wenig den Eindruck, den sie auf August Mühlberg gemacht hatte, daß sie die Empfindungen ihres Vaters theilte, als am andern Tage Herr Mühlberg kam und um ihre Hand anhielt. Selten wohl erzielte eine Werbung solche

Wirkung, sie bestand ausschließlich in Furcht und Entsetzen. Der magere, schwächliche Lehrer und seine Tochter zitterten noch während des ganzen Tages bei der Erinnerung an die riesenhafte Erscheinung des absonderlichen Freiers, und ängstigten sich nicht wenig über die von ihm beim Weggehen ausgestoßene Drohung: Man lasse es nur gut sein, er werde schon wiederkommen. In der That hatte aber Mühlberg nichts ferner als eine Drohung gelegen.

Der Lehrer, aus Furcht vor der ihm quantitativ so überlegenen Erscheinung, hatte nur zu entgegnen gewagt, daß seine Tochter doch mindestens Anspruch auf einen selbständigen Handwerker erheben könne, und hierauf hatte sich Mühlbergs anscheinende Drohung bezogen.

Am andern Tage machte dieser nun den großen Staatsstreich seines Lebens und kündigte seine Stellung. Er eröffnete mitten in der Stadt in einem Keller eine eigene Fabrik für Gas- und

Beleuchtungsanlagen. Diese Fabrik, von ihm allein gegründet, von ihm allein geleitet und betrieben, nahm einen merkwürdig raschen Aufschwung. Natürlich leistete sie Vorzügliches nur in Reparaturen, aber da es wenig Reparaturen giebt, welche so tief in alle Familienverhältnisse eingreifen, wie die, welche in Mühlbergs Fach schlagen, so wurde er bald eine der beliebtesten Persönlichkeiten in seinem Stadtviertel. Er mußte sehr bald das Arbeitspersonal seiner Fabrik von zwei Lehrlingen auf vier Gesellen erhöhen.

Es war an diesem Tage, an welchem er von Neuem mit seinem Einnahme- und Ausgabebuch vor dem Gemeindeschullehrer erschien, um ihm sein Ultimatum zu überreichen. Es ist nicht unmöglich, daß wieder die kolossale Erscheinung Mühlbergs einen Einfluß auf die Entschlüsse des Lehrers ausübte, denn Mühlberg erreichte immerhin, daß ihm weitere Besuche in dem Hause gestattet wurden.

Bei diesen Besuchen sah Antonie neugierig

den Mann von der Seite an, der es als etwas ganz Selbstverständliches betrachtet hatte, daß er seine zukünftige Frau durch Arbeit zu erringen habe. Sie sah ihm schließlich voll in die großen, treuen Augen, und nicht nur, daß sie mit der Zeit jede Furcht vor ihm verlor, ein Gefühl des Geborgenseins, der unbedingten Sicherheit griff in ihr Platz, und eines Tages erklärte sie halb lachend, halb weinend dem bereits gegen jede Ueberraschung abgehärteten Vater, daß sie fest entschlossen sei, August Mühlberg zu heirathen.

Mühlberg führte also Antonie als Gattin heim, liebte und arbeitete und war bereits nach zehn Jahren Eigenthümer eines Hauses, Inhaber einer Fabrik, die nicht mehr zu belächeln war, und Vater eines Sohnes, welcher dereinst die Fabrik weiterzuführen, zu vergrößern und zu immer bedeutenderem Ansehen zu bringen haben würde.

August Mühlberg behielt stets das Empfinden,

als hätte er sich doch in seiner Frau Etwas angeeignet, was ihm nicht ganz gebührte, er liebte sie innig, aber doch ungefähr so, wie ein Wilder der sich ein Mädchen der „Weißen" erbeutet hat.

Antonie besaß genug Schalkhaftigkeit, um diese Idee ihres Mannes auszunützen. Niemals hörte sie ein lautes, geschweige denn ein rohes Wort von ihm, er ging neben ihr her wie ein gebändigter Löwe, jederzeit bereit, ihr zu gehorchen und höchstens beklagend, daß ihn seine Gebieterin nicht durch einen Wink auffordere, irgend Jemand zu zerreißen. Andererseits war sie klug genug, sich nie in die Angelegenheiten ihres Mannes und seiner Arbeiter zu mischen; sie versuchte, so weit ihre Kräfte reichten, an den geradezu fabelhaften Spaziergängen ihres Mannes theilzunehmen, und fand es später ganz erklärlich, daß er seinem Stammtisch in einer Bierstube präsidirte.

Als Georg herangewachsen war, zeigte er auffallende Fortschritte im Zeichnen, und dieses

aufkeimende Talent, welches sich so gut in den Zukunftsplänen des Vaters verwenden ließ, wurde von diesem lebhaft unterstützt. Auch als Georg später einen ausgeprägten Hang zum Modelliren bewies, witterte der Alte noch keine Gefahr für die Zukunft.

Anders Antonie. Das Können ihres Sohnes hatte in dem Mutterherzen die kühnsten Hoffnungen geweckt, und so kam der Tag, an welchem August Mühlbergs Zukunftspläne scheitern und Antoniens Herrschaft über ihren Mann den größten Triumph feiern sollten. In ruhiger, wohlgesetzter Rede hatte sie ihm erklärt, daß Georg nicht, wie er es verlangt hatte, von morgen ab in seine Fabrik eintreten, sondern fortan die Akademie besuchen werde. Sie hatte nicht unterlassen, während sie sprach, zuweilen die Schultern ihres Mannes zu berühren und ihm die Hand zu streicheln, als wollte sie damit andeuten:

„Sieh, dies Alles muß gesagt werden, ich

kann Dir diesen Schmerz nicht ersparen, aber ich bin doch auch gleichzeitig da, um Dich zu trösten."

Nachdem sie geendet, erwiderte August Mühlberg nichts, ging in das nebenan liegende Speisezimmer und schloß die Thür hinter sich. Er mußte wohl gefühlt haben, daß sich etwas von dem Wilden in ihm rege, und er beeilte sich mit dem Instinct seiner unendlichen Gutmüthigkeit, vor Allem den Gegenstand seiner Liebe aus dem Auge zu verlieren, damit nicht der in ihm gährende Zorn sich etwa auf denselben entladen könne.

Antonie blieb über eine halbe Stunde allein; es war ihr, als ob sie von Zeit zu Zeit ein dumpfes Stöhnen hörte, dann fuhr sie plötzlich erschrocken auf, sie hatte wirklich ein lautes Gebrüll gehört, einen furchtbaren Schlag und ein darauf folgendes Gepolter. Sie war aufgesprungen und an die Thür geeilt, blieb aber dort stehen und, indem ihr die Thränen in die Augen traten

und sie die Hände faltete, sprach sie ruhig vor sich hin:

„Es muß sein.“

Nach einer halben Stunde trat August Mühlberg wieder herein, ging ruhig auf seine Frau zu und, als ob er eine lange Reihe von Gedanken damit zum Abschluß brächte, sagte er:

„Ich werde meine Fabrik verkaufen.“

Antonie sah ihn fragend an, er aber fuhr ruhig fort:

„Das kann ich nicht, das kann ich nicht mehr, täglich arbeiten immer mit dem einen Gedanken und dann . . . Nein, Toni, das kann ich nicht.“

Antonie schwieg. Man rief Georg zum Abendbrot und man setzte sich an diesem Tage, da, wie man den Dienstboten ohne weitere Erklärung sagte, der Speisetisch zerbrochen war, an einen kleineren Tisch und plauderte ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre.

Georg besuchte also die Akademie, und es begann für ihn ein Künstlerleben, welches in dieser Art wohl kaum noch einmal vorhanden war.

August Mühlberg hatte fortan einen Sohn, der Bildhauer werden sollte. Das war abgemacht. Er verlangte von ihm die eisernste Energie, den unermüdlichsten Fleiß, er controlirte seine Stunden, seine Arbeiten, seinen Umgang, und er hatte die Genugthuung, bald überall zu hören, daß Georg einer der hoffnungsvollsten Schüler der Akademie sei.

Zum großen Erstaunen seiner Frau hatte Mühlberg wirklich seine Fabrik verkauft und war nur noch mit einem kleinen Capital daran betheiligt.

Er war reich genug, um von seinen Zinsen leben zu können. Die Fabrik war von zwei jungen Leuten erworben worden; sie flößten ihm mit ihren eleganten Manieren und ihrer modernen Kleidung keinen übermäßigen Respect ein, aber

dennoch kam er täglich, um mit ihnen zu berathen und ihnen zu helfen.

Für die größere Hälfte seiner Arbeitszeit hatte er eine andere Beschäftigung gefunden. Georg hatte eine seiner Arbeiten, welche er dem Vater zum Geburtstag schenken wollte, mit Hilfe der Ersparnisse seiner Mutter in Bronze gießen lassen. Dieses Geschenk wurde der Ausgangspunkt für eine neue Beschäftigung August Mühlbergs. Es gab also Etwas in der Welt, was zwischen Handwerk und Kunst lag, bei dem das Arbeiten mit Metallen in erster Linie stand; August Mühlberg nahm diesen Gedanken freudig auf. Bei einem ihm befreundeten Fabrikanten nahm er den ersten Unterricht. Sehr bald verstand er alle Zusammensetzungen der verschiedenen Legirungen. Seine größten Fortschritte machte er aber, als er in dem kleinen Atelier, welches er sich neben dem seines Sohnes eingerichtet hatte, selbstständig arbeitete.

Georg hatte inzwischen im Laufe der Jahre mit verschiedenen Arbeiten auf den Ausstellungen ein gewisses Aufsehen erregt. Die Kenner bezeichneten ihn unter den jüngeren Bildhauern stets als denjenigen, von dem etwas Großes zu erwarten sei. Im großen Publikum gab es Einzelne, welche seinen Namen mit übertriebenem Enthusiasmus nannten, während er der großen Menge unbekannt war. Seine jüngeren Collegen schwiegen ihn todt oder machten ein mit Achselzucken begleitetes, erstauntes Gesicht, sobald auf ihn die Rede kam, kurz, Georg befand sich in der gefährlichsten Periode seiner Entwickelung. Eine große, künstlerische That bedeutete jetzt für ihn das Zugelassensein unter die Berufenen, ein Mißerfolg war nicht nur eine enttäuschte Hoffnung für ihn, sondern — was weit schlimmer war — die enttäuschte Hoffnung Anderer, er konnte jetzt nur steigen, oder er mußte fallen.

Georg, der nicht, wie die Mehrzahl der

Künstler, neben der Kunst die Sorge einherschreiten sah, verstand seine Lage vollkommen und konnte sich mit Ruhe und Ueberlegung seinem Ziele nähern. Der ganze große Raum seines Ateliers war mit Studien und Skizzen angefüllt, und, so sorgfältig manche in einzelnen Theilen durchgearbeitet waren, nicht eine hatte er bis zum letzten Griffe vollendet.

Der alte Mühlberg hatte bald gemerkt, daß die Ausübung der Kunst etwas Keusches an sich hat, und daß sein Sohn so wenig wie jeder echte Künstler ein Zuschauen bei seiner Arbeit vertragen konnte. Er hatte sich daran gewöhnt, nie die Thür, die von seinem kleinen Atelier zu dem des Sohnes führte, zu öffnen, ohne vorher angeklopft zu haben. Es war seine größte Freude, wenn sein Klopfen in eine Pause des Schaffens seines Sohnes fiel, und ihm dieser ein freudiges „Herein" zurief. Der Alte setzte sich dann auf einen Schemel vor das Werk seines Sohnes und seine beiden Tatzen

auf die breiten Kniee gedrückt, die Arbeit lange betrachtend, gab er mit Ruhe sein Urtheil ab.

So entwickelten sich oft die eigenthümlichsten Kunstgespräche zwischen den Beiden. Der Sohn mußte oft auf große Künstler und Autoritäten aus der Vergangenheit zurückgreifen und Namen nennen, die der Alte nie in seinem Leben gehört hatte. Solche Männer, deren Werke und Gesetze man noch Jahrhunderten als maßgebend betrachtete und deren einfaches Anführen ihn für immer mundtodt machen sollte, erregten sein größtes Erstaunen. Hörte er einen solchen Namen zuerst, so fragte er gewöhnlich:

„Was war das für ein Mann?"

Georg suchte dann Denjenigen, den er genannt hatte, seinem Vater menschlich näher zu bringen.

So kam es, daß er ihm einmal zwei Stunden hinter einander aus dem Leben des Buonarotti

erzählen mußte. Dieser war ganz August Mühlbergs Mann, einfach, schlicht, Patriot, großer Künstler. Er konnte nicht genug davon hören wie dieser Mann sein Vaterland vertheidigt, die bedeutendsten Bildwerke, die gewaltigsten Compositionen in der Malerei, das größte Wunderwerk in der Baukunst geschaffen, und daß er dabei ein Mensch geblieben war mit solch' einfachen menschlichen Eigenschaften, daß er, August Mühlberg, ihn verstehen und ihm nachfühlen konnte. Sein Sohn mußte ihm alle Photographien der Werke Michel Angelos und die über ihn erschienenen Biographien verschaffen. Als der Alte nun auch noch von der aufrichtigen Liebe Michel Angelos zum Handwerk las, fand seine Begeisterung kein Ende und, da weder sein Sohn noch irgend ein anderer Mensch bezweifelte, daß in Buonarotti der größte künstlerische Genius über die Erde gegangen sei, so sah er nicht den geringsten Grund, wozu er sich noch Mühe geben sollte, einen Andern zu

suchen, nach welchem er fortan sein Urtheil zu regeln habe.

Am nächsten Tage erschien er mit einer kleinen Rolle in der Hand in seinem Atelier, entfaltete eine mittelmäßige Lithographie mit dem Bilde Michel Angelos und schlug mit kräftigen Schlägen das Bild an die Bretterwand, welche den Raum seiner Thätigkeit von dem Atelier seines Sohnes trennte.

Georg war, nachdem er eine Unzahl von Skizzen verworfen hatte, für sein erstes, wirklich großes Werk bei einem Thema stehen geblieben, welches ihn so erfaßt hatte, daß er über das Lohnende der Ausführung gar nicht mehr im Zweifel war, sondern daß ihm nur davor bangte, es könnte ihm an Kraft mangeln, dieses Werk zur Vollkommenheit gelangen zu lassen.

Die Gruppe, an welcher er nun schon über ein halbes Jahr arbeitete, stellte Althäa dar, in dem Augenblick, in welchem das Feuer an dem

Holzscheit, welches sie in der Hand hält, zu Ende geht, das Feuer, mit dem gleichzeitig das Leben ihres Sohnes erlöschen wird. Ihr zu Füßen liegt Meleager, eine Hand unwillkürlich nach der seiner Mutter ausgestreckt, in welcher sie die furchtbare, verderbenbringende Fackel hält.

Georg hatte seinem Vater die Geschichte der Königin von Kalydon erzählt, wie sie, Althäa, einen Sohn, Meleager, gebar, welchem die Parzen bei seiner Geburt Unsterblichkeit zusicherten, so lange das Holzscheit, welches auf dem Herde lag, nicht verbrennen würde. Die Königin hatte das Holzscheit wohl verwahrt, und Meleager wuchs heran, der Königin und dem Lande zur Freude, großmüthig, tapfer, aber von unbezähmbarer Kraft.

Er hatte ihm ferner erzählt, wie dann später Meleager in wüster Jagdbegier und rasender Eifersucht die Verwandten der Königin hinmordete, wie die Mutter schließlich sich selbst des furchtbaren Geschenkes der Götter, der Unsterblichkeit

ihres Sohnes, entäußerte und liebend und rächend zugleich ihrem eigenen Kinde den Tod gab.

Als echter Künstler wußte Georg, daß er sich für seine Arbeit nirgends Rath erholen konnte, daß er vielmehr nur aus seinem Innern heraus schaffen konnte, wollte er in seine Figuren den Ausdruck legen, den diese tragischste aller Situationen erforderte. Bei dem Körper des Meleager handelte es sich nicht wie bei dem des Laokoon um eine bis zur Verzweiflung angespannte, sich wehrende Kraft, er mußte vielmehr in den Muskeln eine absterbende, sich ergebende Gewalt zeigen; für die Althäa konnte er nichts von der Gruppe der Niobiden ablernen, denn er wollte keinen mit Entsetzen gemischten Schmerz verkörpern, in seiner Frauenfigur mußte sich die Hoheit einer Königin mit dem tiefen verhaltenen Gram einer Mutter vereinen. Dies Alles hatte er seinem Vater auseinandergesetzt und dieser hatte ihm kurz geantwortet:

„Muth, mein Junge, das kann etwas Großes werden."

Dann war er hinausgegangen, hatte auf seinen lithographirten Michel Angelo geblickt und ihm, mit den Augen zwinkernd, zugenickt:

„Das kann etwas Großes werden!"

Georg war nun bei der Ausführung in voller Arbeit, fleißig, abgeschlossen, mit der sehnsuchtsvollen Begeisterung eines von dem Werth seines Schaffens überzeugten Künstlers.

Heute besonders hatte der Vater von seinem kleinen Raume aus den Sohn beständig arbeiten hören. Ununterbrochen drang das Geräusch der sich bewegenden Drehscheibe, auf welcher die schwere Thonmasse ruhte, zu ihm herein. Er hatte es für richtig gehalten, nicht einmal während des Tages anzuklopfen, und war gleich nach Tisch in die Fabrik hinübergegangen, wo er sich mit seinen Nachfolgern in ein eifriges Gespräch über die Gefahr, welche der Gasbeleuchtung durch die

neuesten Erfindungen auf dem Gebiete der Elektricität drohe, verwickelt hatte. Im Begriff, in seine Wohnung hinaufzusteigen, welche im zweiten Stock des Vorderhauses gelegen war, konnte er doch nicht umhin, noch einmal das Atelier seines Sohnes zu betreten. Er hatte also die nassen Tücher von dem Körper des Meleager aufgehoben, und war mit den Fortschritten ungemein zufrieden, als sein Sohn eintrat.

„Ich glaube, es wird etwas Gutes," hatte er seinen Sohn begrüßt.

„Ich hoffe es auch, aber ich habe mich in der Zeit verrechnet," erwiderte Georg.

„Bleib' nur ruhig dabei; wenn Du täglich so weiter arbeitest, dann muß es endlich doch fertig werden."

„Du denkst nur immer an die Zeit, die ich im Atelier zubringe, aber Du glaubst garnicht, wieviel ich noch im Kopfe daran zu arbeiten habe."

„Nun, so arbeite solange und soviel Du willst. Wer stört Dich denn?“

„Ich muß heute in eine Gesellschaft gehen, das lag mir während des ganzen Tages im Kopf. Du wirst darüber lachen, ich habe heute nichts thun können.“

„Du hast heute nichts gethan?“

„Ich habe in der letzten Stunde Alles wieder zerstört; es war nichts werth.“

„Aber, Junge, wer dich so sprechen hört, der müßte glauben, Du gingest jeden Abend in Gesellschaften und auf Bälle. Es ist heute das dritte Mal, daß man Dich aufgefordert hat; Du wirst Dich daran gewöhnen.“

„Nie, nie, Vater. Diese Leute gehen mich gar nichts an, sie stören mich. Was habe ich mit dem Grafen Altenrode zu schaffen? Ich weiß mich nicht zu benehmen, ich werde mich dort langweilen.“

„Aber es gehört doch einmal dazu.“

„Wozu? Glaube mir, Vater, zu Nichts gehört es.“

„Aber Du bist jung; das ist gegen die Natur.“

„Nein, nein, es lag mir den ganzen Tag in den Gliedern, es war mir, als ob jeder meiner Gedanken erst durch einen Schleier hindurch müßte, als fände meine ganze Thätigkeit an dem heutigen Abend eine Grenze. Wenn die Phantasie in voller Arbeit ist, duldet sie keine Störung, keine, nicht die geringste, glaub' mir das, Vater.“

„Nun gut, dann wirst Du in Zukunft nicht mehr in Gesellschaften gehen. Kommst Du nun mit hinauf zur Mutter?“

„Ja.“

Die beiden Männer verließen ihre Ateliers, verschlossen die Thüren und stiegen die schmucklose Treppe zum zweiten Stock hinauf.

Es war inzwischen Abend geworden, und in den Zimmern brannten bereits die Lampen.

Die Einrichtung von Mühlbergs Wohnung war behaglich bürgerlich. Hier standen noch die breiten, geschweiften Mahagoni-Möbel, alle gleichmäßig mit rothem Plüsch bezogen. An den Wänden hingen die Photographien der Verwandten, auf den Schränken und Kommoden standen Porzellane, Nippsachen, Geburtstagsgeschenke, wie sie eben die Zeit geliefert hatte. Auf den Tischen lagen die illustrirten Werke deutscher Klassiker. Schneeweiße Gardinen zierten die Fenster. Alles blitzte durch Sauberkeit und jeder Gegenstand nahm einen so bestimmten und sicheren Platz ein, als wäre er sich bewußt, daß er liebgewonnen, ja unentbehrlich sei.

In dem Wohnzimmer wurden Vater und Sohn von Antonie Mühlberg begrüßt. Sie hatte trotz ihrer sechsundvierzig Jahre noch immer eine hübsche, zierliche Figur; ihre Kleidung war einfach aber nicht unmodern; sie machte den Eindruck einer Frau, die sich um ihre Zeit kümmert und

mit ihr vorwärts zu gehen versteht. Ihre Sprache war sorgfältig, aber ungeziert, ihre Bewegungen waren rasch und graziös, aus ihren Augen blitzte zuweilen noch eine leichte Schalkhaftigkeit, und ihrem Munde sah man es an, daß er gern und viel gelacht hatte. Die kleine Frau bewegte sich zwischen den beiden ungelenkigen, großen Figuren ihres Mannes und Sohnes ähnlich wie ein leichtes Ruderboot zwischen zwei Dreimastern, immer andeutend: Ich weiß, ihr seid nicht immer die Geschicktesten, ihr könnt nicht immer ausweichen, selbst wenn ihr wolltet. Es würde euch gewiß sehr leid thun, wenn ich zu Schaden käme, deshalb achte ich auf euch und gehe euch lieber aus dem Wege. Dieses Zugeständniß bezog sich aber nur auf das äußere Thun und Lassen der Beiden. Ein leichter Schatten auf Antoniens heiterem Gesicht genügte, um Vater und Sohn in Aufregung zu versetzen, und die ausgesprochene Sucht der Beiden, auf ihre Handlungen zu achten,

ging so weit, daß sie im tiefsten Gespräch aufblickten und ihr mit den Augen folgten, wenn sie nur ihren Platz im Zimmer änderte.

Antonie empfing Georg mit den Worten:

„In Deinem Zimmer liegt Alles bereit."

„Es ist nicht Sitte, vor neun Uhr in Gesellschaft zu gehen," erwiderte Georg.

„Dann setz' Dich zu uns."

August Mühlberg, der noch genau wie vor sechsundzwanzig Jahren um ein Uhr zu Mittag und um acht Uhr zu Abend speiste, setzte sich mit seiner Frau und Georg zu Tisch.

Man plauderte über das, was Georg bei dem Grafen Altenrode zu erwarten habe. Georg erzählte, daß er den Grafen, der ein großer Kunstmäcen ist, bei seinem früheren Lehrer gelegentlich eines Besuches in dessen Atelier getroffen habe. Der Graf hatte ihn freundlich aufgefordert, ihn zu besuchen. Er war dem Rathe seines Lehrers gefolgt und hatte schon am andern Tage seine

Karte im Hause des Grafen abgegeben. Einige Wochen darauf erfolgte die Einladung. Dies war Alles, was Georg zu erzählen wußte. Nach einiger Zeit zog er sich in sein Zimmer zurück und kam dann im Gesellschaftsanzuge wieder zum Vorschein. Hätte Antonie eine Tochter besessen, so wäre diese wahrscheinlich ein Muster der jungfräulichen Grazie geworden, Georg aber blieb in allen Aeußerlichkeiten stets der Sohn seines Vaters, und so ließ Georgs Erscheinung im Ballanzuge viel zu wünschen übrig. Nicht daß irgend Etwas gefehlt hätte, was die uniformen Ansprüche von der üblichen Gesellschaftstoilette verlangen, aber gerade weil diese Ansprüche fast von Jedem erfüllt werden können, haben sich doch mit der Zeit viele kleine Abarten herausgestellt, die es jedem Eingeweihten leicht machen zu erkennen, ob Jemand sich oft oder selten in eleganter Gesellschaft bewegt. Georgs Aussehen war unbeholfen und unsicher.

Es war fast neun Uhr geworden, der alte Mühlberg stieg mit seinem Sohne die Treppe hinab, trennte sich vor der Thür mit einem Händedruck von ihm, und während Georg Mühlberg zu der Soirée des Grafen Altenrode in der Wilhelmstraße fuhr, bog der Alte in eine Seitenstraße ab und gelangte zwar etwas verspätet, aber doch noch rechtzeitig zur Besprechung der Hauptereignisse des Tages in seine Stammkneipe.

V.

Georg war inzwischen vor dem Hause des Grafen Altenrode angelangt. Das Gebäude hatte ein vornehmes, fast stolzes Aussehen mit seiner langgestreckten, einstöckigen Façade, mit seiner breiten Auffahrt, die übermüthig das Trottoir durchschnitt und die Fußgänger zum Ausweichen zwang.

Er betrat die weite Vorhalle, in welcher sich mehrere Diener in großer Livree beeilten, den Ankommenden bei Entledigung ihrer Mäntel Hilfe

zu leisten. Herren in Uniform, Damen in voller Balltoilette tauschten auf der breiten, zu den Gesellschaftsräumen führenden Treppe ihre ersten Begrüßungen aus. Georg folgte ihnen und gelangte in den ersten Empfangssaal, an dessen Thür ihn der Graf begrüßte. Dieser drückte ihm die Hand und stellte ihn mit einigen liebenswürdigen Worten der Gräfin vor. Auch diese, eine freundliche Dame, sagte ihm eine verbindliche Redensart, wandte sich aber dann sofort den Neuankommenden zu.

Georg war sich selbst überlassen, er hielt sich während einiger Minuten in der Nähe der Thür und versuchte von dort aus sich ein wenig in dem farbenreichen, aber wirren Bilde, welches die Gesellschaft bot, zurecht zu finden. Nur selten tauchte aus der Menge das bekannte Gesicht eines berühmten Professors auf und auch das schien an diesem Orte für Georg etwas Fremdartiges, Unnahbares zu haben. Endlich erblickte

er einen jungen Virtuosen, welcher wiederholt die Gastfreundschaft im Künstlerhause angenommen und gegen den er sich, wie er sich deutlich erinnerte, ungemein freundlich und zuvorkommend benommen hatte. Er eilte auf ihn zu und froh, einen Führer in diesem Labyrinth gefunden zu haben, suchte er ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Aber sehr bald merkte er an den umherirrenden Blicken, an der ganzen unruhigen Haltung des Virtuosen, daß er ihm unbequem war, und daß dieser nur darauf wartete, von einem der vornehmen Gäste angeredet zu werden. Endlich gelang es ihm auch, einem Botschafter so geschickt den Weg zu versperren, daß dieser ihn begrüßen mußte, und nachdem der Virtuose mit einem lakaienartigen Bückling für die ihm zu Theil gewordene Ehre gedankt hatte, sah Georg deutlich, wie rasch er seine Haltung änderte und wie er das Gespräch, das von seiner Seite eigentlich nur in kriechenden Redensarten bestand, mit auffallend

lässigen Bewegungen begleitete, damit nur ja jeder Fernstehende glauben sollte, er stände mit dem Botschafter auf Du und Du.

Führerlos trieb sich Georg eine Weile in der Mitte des Saales umher und gelangte dann ohne Zwischenfälle zu einer neutralen Aufstellung an der Wand. Er machte sich darauf gefaßt, ziemlich lange diesen Platz zu behaupten, als der Graf Altenrode auf ihn zukam und ihn mit einem feinen, ironischen Lächeln ansprach:

„Kommen Sie nur."

Der junge Künstler folgte ihm willenlos und befand sich plötzlich in einem Kreise von jungen Frauen, Mädchen und Offizieren. Der Graf nannte rasch hintereinander und durcheinander seinen Namen, die Namen einiger Comtessen, einiger Grafen und Gräfinnen.

Der Wirth hatte bei der Vorstellung wiederholt seinem Namen das Prädicat „einer unserer hoffnungsvollsten jungen Bildhauer" hinzugefügt.

Georg war es dabei jedes Mal vorgekommen, als klebe man ihm eine Gebrauchsanweisung auf den Rücken und zwar eine sehr mittelmäßige, unvollständige, welche eher Verdacht als Zutrauen erwecken müsse, und in der That, nachdem sich der Graf wieder entfernt hatte, fühlte er sich mit seiner betonten Künstlerschaft in dieser eleganten und lustigen Gruppe doppelt fremd. Er merkte den Offizieren und den jungen Damen deutlich an, daß ihnen sein Name vollständig unbekannt war, und daß sie nicht recht wußten, was sie mit ihm anfangen sollten. Er wiederum sah sich einer Beachtung empfohlen, die er gar nicht verlangt hatte, und war nicht im Stande, ein unbefangenes Wort zu finden.

Man führte also die angefangene Unterhaltung weiter, es ihm überlassend, sich an ihr zu betheiligen oder nicht. Georg hörte wiederholt das Wort „Tattersall", er wußte auch, daß es eine bekannte, große Reitbahn bezeichne, hätte

den Herren und Damen aber nur sagen können, daß er diese Reitbahn nie in seinem Leben betreten habe und sie auch wahrscheinlich niemals betreten werde — eine Mittheilung, von der er sich mit vollem Recht nicht den geringsten Erfolg versprach.

Er benutzte daher die erste Gelegenheit, die sich bei einer Veränderung der Gruppe bot, um wieder seine Stellung an der Wand zurückzugewinnen. Der feste Entschluß, diesmal seinen Posten zu behaupten, versetzte ihn in eine ruhige Stimmung, und er begab sich auch nicht wieder in Gefahr, als er später im Gewühl das Gesicht seines berühmten Lehrers erblickte. Da ferner sein scharfer Blick auf der Uhr, die den gegenüberliegenden Kamin zierte, sah, daß es bereits zehn Uhr vorüber sei, überschlich ihn sogar eine gewisse Fröhlichkeit, und er plante, die erste Gelegenheit, bei der sich einige Personen der Ausgangsthür nähern würden, zu benutzen und sich zu entfernen.

Aber Georg sollte bald erfahren, daß selbst die Unthätigkeit in der Gesellschaft eine gewisse Uebung verlangt. Er bemerkte plötzlich, daß er an seinem anscheinend sicheren Platz bereits sehr gefährdet war.

Vier Schritte vor ihm hatten mehrere Damen Platz genommen, die sich nun in lebhafter Unterhaltung befanden. Er konnte unmöglich seinen Platz behaupten, ohne als stiller Zeuge Alles, was diese Damen sagten, mit anzuhören. Dies schien ihm unmöglich, und so beschloß er, die Linie zu durchbrechen. Er konnte es nicht ausführen, ohne eine Dame mit einer höflichen Bitte zu beunruhigen.

Dies Alles wäre ganz gut abgelaufen, hätte er sich nur sofort in den Saal begeben, in welchem das Buffet aufgeschlagen war.

Aber Georg forderte sein Schicksal heraus, indem er an einem, der Gruppe der Damen gegenüberstehenden Wandschrank Halt machte.

Es waren einige Seltenheiten, Bronzen, Silbergeräthe, die ihn anzogen.

Als sein Blick sich zufällig von den Gegenständen auf die Gruppe der Damen zurückwandte, sah er eine Batterie von Augen auf sich gerichtet. Er verstand diese heiteren, leichtspottenden Blicke sofort. Er war aufgefallen. Man fragte: „Wer ist dieser junge Mann?“ Man kannte ihn nicht, man fand keine ausführliche Antwort.

Georg hatte in seinen Voraussetzungen vollkommen Recht. Seine höfliche Bitte, ihm Platz zu machen, ohne an diese Bitte ein Gespräch zu knüpfen, hatte die Aufmerksamkeit der jungen Frauen, sämmtlich Trägerinnen hocharistokratischer Namen, auf ihn gelenkt, und lebenslustig und heiter, wie sie waren, hatten sie sich scherzhaft Auskunft über ihn gegeben. Nur einer von ihnen war Georg vorgestellt worden, und die etwas lispelnde Stimme des Grafen Altenrode nachahmend, hatte sie dem Namen gleichfalls hin-

zugefügt „einer unserer talentvollsten jungen Bildhauer". Die andern Damen lachten allerdings nur über das Nachahmungstalent der jungen Frau, aber Georg war ihnen dadurch doch nicht gerade angelegentlich empfohlen.

Zehn Frauenaugen, an die äußerste Eleganz gewöhnt, betrachteten die ungelenke Erscheinung Georgs, und das Urtheil fiel nicht günstig aus. Dazu kam, daß gerade die junge Frau, welche die Erklärung über Georg lieferte, heute am wenigsten mitleidig gestimmt war. Sie hatte bis gegen drei Uhr Nachmittags ihr Dasein beklagt, die ganze Oede des jetzigen und der kommenden Tage empfunden und verschiedene Zurücksetzungen von ihrem Manne duldend hingenommen, sie hatte von drei Uhr bis zum Abend nur vegetirt, dann mechanisch Toilette gemacht oder, besser gesagt, mit sich Toilette machen lassen. Aber dann, in vollem Ballstaat, erging es ihr wie Karl dem Fünften, von dem die Zeitgenossen be-

richten, daß er träge und furchtsam war, sich aber nichts zu Schulden kommen ließ, ja sogar wirkliche Thaten der Tapferkeit vollbrachte, sobald er seine Rüstung trug.

Olga, Gräfin Radmer, geborene Prinzessin Guranoff, befand sich gleichfalls in voller strahlender Rüstung. Sie hatte soeben in dem nebenan liegenden Salon im Vorübergehen mit einem Streiche ihre Todfeindin aus dem Sattel gehoben, und mit der fieberhaften Sucht, in einer Anspannung ihrer Nerven zu bleiben, die ihr wohlthat, begrüßte sie Alles freudig, was diesem Zustand Dauer versprach, — ganz gewiß nicht, weil sie den gesellschaftlichen Tand liebte, aber sicher, weil sie bei dem Gedanken an ein Zurückfallen in ihre trostlose Stimmung schauderte.

Als Georg die Gruppe mit seinen Blicken streifte, war dieselbe gerade dabei angelangt, auf die Frage Olgas zu antworten:

„Können diese Menschen auch sprechen?“

Die Damen hatten unwillkürlich auf Georg geblickt, und ihre Frage nur mit einem Lächeln erwidert. Der Uebermuth Olgas wurde dadurch gesteigert, und sich plötzlich erhebend, sagte sie:

„Das wollen wir sehen.“

Die Gräfin näherte sich Georg in einem leichten Bogen und anscheinend im Begriff, an ihm vorübergehen zu wollen, ließ sie das Taschentuch fallen. Georg hob es auf und reichte es ihr mit einer höflichen Geberde. Olga dankte, aber bevor sie ihn durch ihre gesellschaftliche Ueberlegenheit in Verwirrung setzte, wie sie dies der Gruppe stillschweigend versprochen hatte, wollte sie ihr Opfer doch noch einmal in der Nähe betrachten. Sie sah Georg voll in's Gesicht und fand in seinen Augen einen eigenthümlichen, flehenden Blick, einen Blick, der so deutlich sprach: „Verhöhne mich nicht, ich bewundere Dich,“ daß sie mit einem Schlage entwaffnet war.

Es entstand eine kleine Pause, dann sagte Olga ruhig:

„Sie sind zum ersten Mal in dieser Gesellschaft. Unterhalten Sie sich?"

„Ich beanspruche es nicht, es ist mir Alles zu neu," erwiderte Georg so ungeschickt, als es nur eben möglich war.

„Aber das Neue regt an, und Sie als Künstler bedürfen doch sicher der Anregung."

„Ich bin noch zu jung in der Kunst."

Wieder hatte Georg das, was er sagen wollte, so unverständlich als möglich wiedergegeben, und es wäre Olga leicht gewesen, ihn mit wenigen Worten in die größte Verlegenheit zu bringen. Sie wußte, daß die Damen sie beobachteten, aber andauernd fühlte sie den brennenden Blick der Bewunderung Georgs auf sich ruhen; sie hatte die Wahl, sich und einige übermüthige junge Frauen ganz überflüssig nochmals von der Macht ihrer blendenden Erscheinung zu überzeugen,

oder zum ersten Mal eine milde Herrschaft über einen sich willenlos ergebenden Mann auszuüben. Sie beschloß, sich ihrer Verpflichtung gegen die Gruppe, die sie verlassen hatte, zu entschlagen und wählte das Letztere.

„Wie, Sie finden also keine Anregung für Ihre Kunst hier?" redete sie Georg von Neuem an.

„Ich brauche keine."

„Dann mag es den Bildhauern wohl anders als den Malern ergehen. Diese und auch die Schriftsteller, die ich kennen gelernt, sagten mir, daß sie fortwährend auf das Beobachten der Menschen angewiesen seien, daß sie oft nur aus diesem Grunde im Verkehr mit der großen Gesellschaft bleiben."

Georg, der statt eines gewöhnlichen Ballgesprächs plötzlich den Anfang einer längeren Controverse vor sich sah, besaß noch nicht die Uebung, über einen schweren Gesprächsstoff mit einer leichten Bemerkung hinwegzuspringen; er nahm die

Aufforderung ernst und erwiderte in einem belehrenden Tone:

„Mit diesen Worten wird viel Unfug getrieben, besonders in unserer Zeit. Beobachten der Natur, unbedingte Wahrheit, das sind die Schlagworte für die minutiöse Modellmalerei und für die mikroskopischen Beobachtungen der materialistischen Schriftsteller. Wir, ich meine die Gegner dieser Richtung, leugnen gar nicht den Werth jener Worte, aber wir verlangen doch noch einen Platz für die Phantasie, und zwar den, der ihr gebührt, den ersten."

Olga, von diesem gelehrten Ueberfall überrascht, nickte mit dem Kopf und Georg fuhr dadurch ermuntert fort:

„Diejenigen, welche die Kunst ausschließlich auf das treue Wiedergeben des selbst Gesehenen verweisen wollen, werden leicht verstanden und haben die große Menge für sich, Diejenigen aber, welche über eine gewaltige Phantasie gebieten,

werden Compositionen schaffen, wie sie die sixtinische Capelle zieren, oder sie werden der Welt einen Romeo, Hamlet, Othello schenken, ohne daß ihnen in ihrem Leben je ein Mensch über den Weg gelaufen wäre, der in seinem Aussehen, in seinen Worten, in seinen Thaten einer dieser Figuren geglichen hätte."

Olga, die sich plötzlich in ein Gespräch verwickelt sah, welches sie nicht fortzusetzen, geschweige zu ihren Gunsten zu wenden vermochte, machte von ihrem Rechte als Frau den weitgehendsten Gebrauch, das heißt, sie schlug nicht nur plötzlich in ihrem ganzen Tone um, sie sprang einfach ohne jeden Uebergang auf ein anderes Thema über.

Für sie war es das Gescheiteste, aber für Georg jedenfalls das Gefährlichste, als sie mit dem Wohlklang ihrer Stimme und mit dem Liebreiz ihrer Lächelns die Frage an ihn richtete:

„Was gehen uns denn die Anderen an!

Sie sind ein junger Bildhauer. Haben Sie viel zu thun?"

Georg, der sein eigenes Ich nun so plötzlich in den Vordergrund gezogen sah, geschmeichelt, daß die erste Frau, die sich um ihn kümmerte, unzweifelhaft die schönste aus der ganzen Gesellschaft war, fing an, frisch darauf los zu erzählen von seiner Arbeit, von Meleager und Althäa. Er berichtete getreulich über den Ausgangspunkt seines Werkes, erzählte ihr die ganze tragische Geschichte von Kalydon, und gerieth dabei immer mehr in Begeisterung. Sein Ton wurde immer wärmer, und als er aufhörte zu sprechen, hatte er die Genugthuung zu bemerken, daß Olga eine Bewegung machte, wie Jemand, der sagen wollte:

„Es ist recht schade, daß Sie nicht weiter sprechen."

Olga fand in der That Gefallen an ihm. Während er sprach, hatte sie wiederholt in seine

großen, stahlgrauen Augen gesehen, hatte unwillkürlich, wenn Georg sich zu sehr überstürzte und ihm dann plötzlich ein Ausdruck fehlte, eine rasche Bewegung mit dem Kopfe gemacht, um anzudeuten, daß er ihretwegen den Satz nicht noch einmal von vorn anzufangen brauche; die kurzen, energischen Bewegungen, mit denen er seine Rede begleitete, die scharfe Betonung der Worte, die er hervorheben wollte, dies Alles hatte so vortheilhaft gegen die glatte, tonlose Sprache der andern Gesellschaft abgestochen, daß sie längst nicht mehr an die Voraussetzung dachte, in welcher sie Georg angesprochen hatte.

Georg wiederum hatte die Blicke aus Olgas heiteren, nach Verständniß suchenden Augen aufgefangen, sich an den herrlichen Formen dieser jungen Frau berauscht, und so kam es denn, daß die Beiden auf zwei Sesseln vor dem Wandschrank Platz genommen hatten und immer noch da saßen, als der größere Theil der Gesellschaft

schon längst in dem Musiksaal war, um dem Klavierspiel des Virtuosen zuzuhören.

Olga fühlte sich von der Erscheinung Georgs, die so merkwürdig von dem Operetten-Dasein ihrer meisten Bekannten abstach, immer mehr angezogen. Sie war von der Frage nach seiner Arbeit und seinem Atelier bald auf die Frage nach seinem Vater und seiner Mutter gekommen.

Georg hatte längst jede Schüchternheit überwunden, und verschiedene Begebenheiten aus seiner Jugend erzählend, zwang er Olga wiederholt zu einem heiteren Lachen. Und diesmal war es ein kindlich-frohes Lachen. Sie fühlte sich heiter, glücklich in diesem Gespräch. Sie standen beide unter dem Banne der Wechselwirkung ihrer Naturen. Die Treuherzigkeit, welche bei Georg aus der Gesundheit, der männlichen Kraft, dem geistigen Können entsprang, wirkten auf Olga immer erwärmender, sie wiederum war sich des Eindruckes, den sie auf ihn machte, voll bewußt, und ihre

Augen sprachen: Ich weiß, daß ich Dir gefalle. ich freue mich darüber, und Deine Blicke thun mir nicht weh.

Plötzlich inmitten der Unterhaltung fuhr Olga zusammen, wie von einer Natter gestochen. Sie hatte mit ihren Blicken den Musiksaal gestreift und bemerkt, wie die Augen der Baronin auf sie und Georg gerichtet waren, und wie aus diesen Augen Etwas wie Schadenfreude und Triumph geblitzt hatte. Sie stand auf, grüßte Georg mit einer leichten Kopfbewegung, verließ ihn und trat nun gleichfalls in den Musiksaal. Dort machten ihr die Herren ehrerbietig Platz, und sie fand einen Sessel in einer der ersten Reihen.

Georg wußte sich das plötzliche Abbrechen der Unterhaltung nicht zu erklären. Während er mit Olga sprach, fühlte er wohl, daß sich plötzlich Etwas in seinem Innern verändere, aber erst, nachdem sie ihn verlassen, merkte er an einem immer mehr zunehmenden Schmerz, daß er schwer

verwundet sei. Er ging bis zur Thür, die in den Concertsaal führte, und sah von diesem Platz aus andauernd nach der Gräfin, welche ihm nicht einen Blick gönnte und nur der Musik zu lauschen schien.

Das Concert war zu Ende. Er sah Olga mit anderen Personen plaudern, er hörte ihre Stimme, ihr Lachen, er durchkreuzte ihren Weg, — er war nicht mehr für sie vorhanden.

Die Gesellschaft begann sich zu verabschieden. Paar auf Paar verschwand. Jetzt sah er die Gräfin einigen Bekannten die Hand reichen, er sah sie längere Zeit, sich verabschiedend, mit der Wirthin sprechen, nur er allein wurde nicht von ihr bemerkt. Jetzt ging sie nach der Thür; es war ihm, als hinge an einer Secunde sein ganzes Lebensglück, sie hatte ihn nicht gesehen, sie konnte nicht wissen, wo er stand, die Thür mußte sich jetzt für immer hinter ihr schließen, und doch geschah das, genau das, was er erwartet hatte,

was zwischen Beiden seit der Unterbrechung ihrer Unterhaltung, ohne ein Wort, ohne einen Blick zu wechseln, verabredet war.

Dicht an der Thür wandte sich die Gräfin um. Mit der Sicherheit einer Somnambule ging sie auf ihn zu und sagte:

„Wenn Ihr Weg Sie einmal bei unserem Hause vorüberführt, so würde es mich freuen, Sie bei mir zu sehen.“

Und zu ihrem Manne gewandt, so unendlich nachlässig, wie nur eine vornehme Frau zu sprechen vermag, sagte sie:

„Herr Mühlberg, ein junger Künstler, welcher sich Mühe gab, mich ein wenig zu unterhalten.“

„Die Gräfin empfängt alle Donnerstage; was mich betrifft, ich stehe immer zu Diensten,“ bemerkte der Graf und streckte Georg halb wohlwollend, halb mitleidig seine Hand entgegen.

Es schien sogar, als ob der Graf, der immer

am gesprächigsten wurde, wenn eigentlich nichts mehr zu sagen übrig war, noch etwas hinzufügen wollte, aber Olga unterbrach ihn, indem sie noch nachlässiger als vorhin sprach:

„Komm, Karl, es ist spät."

Und ohne sich noch einmal umzusehen, verließ sie mit ihrem Gemahl den Saal, und Georg hatte auch dieses „Komm, Karl, es ist spät" verstanden, und er sprach zu sich selbst:

„Er wird nie etwas merken."

VI.

Nur die Baronin hatte die Unterhaltung zwischen der Gräfin und Georg beobachtet. Olga hatte sich nicht getäuscht, als sie glaubte, einen schadenfrohen Triumph in den Augen ihrer Feindin erglänzen zu sehen. Frau von Mering hatte zu viel unter dem Stolz der Gräfin gelitten, sie haßte Olga jetzt zu tief, um nicht innerlich zu jubeln, als sie ihre Voraussetzungen nun doch bestätigt sah. Sie wußte jetzt, daß die Gräfin sich in ihren Stolz nur hineingelebt hatte, um anderen Gefühlen zu entfliehen. Olgas Zusammenleben mit dem Grafen, die eintönige Aufeinanderfolge von freudlosen Tagen, die ganze, alle edlen

Regungen vernichtende Alltäglichkeit, die sich dort in dem Hause herausgebildet hatte, war ein ausgetrocknetes, morsches, förmlich zum Brande vorbereitetes Gebäude, und sie hatte den Funken einer unerlaubten Liebe hineinfallen sehen. Sie allein hatte es gesehen, und sie sollte vor der Gefahr warnen, — nimmermehr. Alles, alles that sie, um diesen Funken zur Flamme anzufachen.

Bei dem ersten Besuche Georgs war der Graf nicht anwesend. Er wohnte einer Probe zu einem Caroussel bei, welches zu Ehren einer fremden Fürstlichkeit stattfinden sollte. Seine Abwesenheit war durch eine Verkettung von Umständen herbeigeführt, bei welcher die Baronin die Hand im Spiele hatte.

Georg wurde von der Gräfin empfangen und sein Besuch währte nicht übermäßig lange. Man sprach über nebensächliche Dinge, und die

Anwesenheit des Hausherrn wäre ganz gleichgiltig gewesen. Die Beiden empfanden vorläufig nur Freude, sich zu sehen und miteinander zu sprechen; weder der Eine noch der Andere gestand sich selbst zu, daß er liebte, und in einem Selbstgespräch fand Jeder ganz genaue Bezeichnungen für seinen Zustand, als da sind: Freundschaft, gegenseitige Achtung, Zuneigung der Charaktere.

Woraus sollte auch Olga auf eine Gefahr geschlossen haben? Sie fühlte seit einigen Tagen eine freudige Anspannung, das Leben schien ihr werthvoller, die Farben ihrer Umgebung frischer; sie fand ihre Leiden erträglicher, und selbst ihr Mann zog aus dieser Stimmung Nutzen, und seine Fehler kamen ihr geringfügiger vor.

Eine Woche darauf gab Graf Radmer eine Soiree, zu welcher Georg selbstverständlich eingeladen wurde. Olga würdigte ihn an diesem Abend kaum eines Blickes, dagegen sprach ihn der Graf

wiederholt an. Dieser junge Mann, der ihm so geduldig zuhörte, ihm nie widersprach und alle seine Bemerkungen richtig fand, gefiel ihm ganz ausnehmend. Er unterließ es sogar nicht, diese gute Meinung Olga gegenüber zu äußern. Sie nahm die Entdeckung ihres Gemahls mit einem halb gleichgiltigen, halb erstaunten „So?“ auf.

Dieser Soiree folgte natürlich wieder ein Besuch, diesem ein zweiter und dem zweiten verschiedene andere in regelmäßigen Zwischenräumen. Bei keinem war der Graf zugegen. Olga hatte eine Bundesgenossin für die Erfüllung ihrer Wünsche; sie ahnte wohl, von wem diese unerbetene Hilfe ausgehen könne, aber eine ungewisse Furcht hielt sie davon zurück, den Ursachen nachzuforschen.

Die Unterhaltung bei diesen Besuchen hatte längst den gleichgiltigen Charakter verloren, aber immerhin hätten die Beiden die ganze Welt als

Zuhörer einladen können. Georg sprach von seinen Hoffnungen, seinen Zielen; mit Vorliebe verfiel er dabei in seinen belehrenden Ton, und das Eigenthümliche war, daß Olga gerade diese Art zu sprechen an ihm zu lieben schien, nicht weil sie übermäßig lernbegierig war, sondern weil sie stets von einem wohlthuenden Gefühl beschlichen wurde, wenn sie ihm längere Zeit schweigend zuhören durfte. Es waren doch endlich einmal Worte, die ihr gehörten, Gedanken, die sie in Besitz nehmen durfte, sie athmete auf, — sie war nicht mehr einsam in der Welt.

Die Selbsttäuschung der Beiden, daß ihr Verkehr ein durchaus gefahrloser sei, hielt wunderbarerweise immer so lange an, als sie zusammen waren, und Keiner von beiden hatte den Muth, sich einmal über die Qualen ganz klar zn werden, die er nach der Trennung empfand.

Die Zeit, in welcher Olga Georg nicht sah, war in der That für sie die gefährlichere, denn

die sehnsüchtige Phantasie einer liebenden Frau ist eine mächtige Künstlerin, sie schafft und modelt beständig an der geliebten Person herum und ruht nicht früher, als bis sie ihr die höchste Vollkommenheit gegeben hat. Und dieses selbstgeschaffene Bild lebt in der Frau weiter, es lebt neben dem wirklichen, macht dessen Fehler gut, erhöht seine Vorzüge, es lacht, tröstet, verzeiht und stirbt nur mit der Liebe.

Georg war in diesem Liebesverhältniß der leidenschaftlichere und deshalb der schwächere, von dem andern abhängige Theil. Dazu kam die Umgebung, in der er Olga stets sah und die allein genügt hätte, um seine Sinne in Aufregung zu versetzen. Er war nie aus einfachen, bürgerlichen Verhältnissen herausgekommen, jetzt wanderten seine Gedanken immer wieder nach dem luxuriösen Hause des Grafen, fanden ihren Weg in den entzückenden Salon der Gräfin und suchten den Kamin mit dem brennenden Feuer, das so traulich,

so warm, so verführerisch die Möbel, die Bronzen, die Teppiche, die tausend kleinen Kostbarkeiten beleuchtete und dessen Wiederschein bald ungeduldig zuckend, bald heiter kosend die liebliche, spitzenumrahmte Gestalt der Gräfin umspielte. Und dann erhob sich diese Gestalt, sie trat auf ihn zu, Alles an ihr athmete Anmuth, alles an ihr war gepflegt, und Alles schien dieser Pflege spotten zu dürfen, denn die Natur hatte in Olga nichts Skizzenhaftes gegeben, ihre Schönheit gewann, je länger und öfter man sie betrachtete. Hundertmal hatte sich Georg gesagt:

„Es ist nur ein Märchen. Es ist wahr, auch sie scheint mich zu lieben, aber sie wird aus ihrem Traum erwachen und wird mich verhöhnen."

Und wiederum hundertmal hatte er sich gesagt:

„Es ist eigentlich nichts Anderes als eine herzlose Spielerei von ihr. Sie liebt Dich über-

haupt nicht, Du dienst ihr zur Zerstreuung, sie zieht Nutzen aus Deiner Eitelkeit, Dich von einer so vornehmen Dame beachtet zu wähnen."

Das Alles hielt auch an, bis er wieder mit ihr zusammen war und sich das große Uebergewicht Olgas zeigte. Wenn er dann im Gespräch einen Beweis fand, daß sie sich doch während seiner Abwesenheit mit ihm beschäftigt hatte, so war es um ihn geschehen, und er jubelte innerlich dankbar auf:

„Sie liebt mich doch."

Und diese Beweise waren sehr einfacher Art. Sie verbesserte ihn, als er einmal einen Künstlernamen nannte; Georg blieb bei seiner Meinung, und nach einem kurzen Streit, nach einem einfachen Nachschlagen in einem Buche mußte Georg seinen Irrthum zugestehen. Olga lachte vergnügt auf, klatschte in die Hände, und blitzartig zeigte sich neben der vollendeten Vornehmheit das ein-

fache, liebenswürdige neunzehnjährige Geschöpf, welches bescheiden und heimlich neben seinen Studien hergegangen war. Sie waren zu jung und glücklich, um an das rächende Schicksal, zu edel und zu stolz, um an die drohende Schande zu denken; so plauderten sie über gleichgiltige Dinge und plauderten sich die Herzen wund, sie sahen sich an mit offenen, freien Augen und tranken sich doch heimlich mit Bechern zu, die bis zum Rande mit dem berauschenden Gift der unerlaubten Liebe gefüllt waren.

Und gerade zu dieser Zeit war es, in welcher die Rücksichtslosigkeit des Grafen die äußerste Grenze erreichte. Nach einem Besuch der Oper hatten einige seiner Freunde und die Baronin den Vorschlag gemacht, noch in einem bekannten Restaurant Unter den Linden zu Nacht zu essen. Man stellte der Gesellschaft ein eigenes Zimmer zur Verfügung und die Unterhaltung war im besten Gange.

Das Zimmer, in dem man sich befand, war nicht groß, die Lehnen der Stühle berührten fast die Wände. Ein eigenthümlicher, moderiger Geruch stand mit der Eleganz des Zimmers in vollem Widerspruch. Die Gaslampen verbreiteten eine unausstehliche Hitze. Olga konnte sich eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren.

Anders wirkte der Aufenthalt an diesem Orte auf den Grafen. Er athmete wieder in der Atmosphäre seines Junggesellenlebens, noch schlimmer, es war der Ort, das Zimmer selbst, in dem er hunderte von Nächten bei wüsten Gelagen durchlebt hatte.

Der Abend rückte immer weiter vor, die Männer tranken eine Flasche Champagner nach der andern; die Baronin beherrschte das Gespräch und brachte die Männer mit Absicht immer mehr zum Plaudern und zum Erzählen. Man kam auf Erinnerungen zu sprechen, man sprach bald

leiser, bald lauter, man gebot sich gegenseitig mit Blicken auf Olga Schweigen und schließlich sprach man doch, und man sprach zu viel. — Und mitten hinein tönte aus dem Nebenzimmer ein widerliches Lachen ausgelassener Frauen, dann wurde wieder gesprochen, und schließlich hatte Olga die furchtbare Ueberzeugung, daß ihr Mann das Leben seiner Vergangenheit gar nicht abgeschlossen hatte.

Wenige Tage nach diesem Souper wurde Olga von der Gräfin Altenrode abgeholt, um das Atelier Georgs zu besuchen. Sein früherer Lehrer, einer der berühmtesten Bildhauer Deutschlands, hatte bei dem Grafen Altenrode mit Achtung von dem Werke gesprochen, das den jungen Künstler augenblicklich beschäftigte. Die Gräfin erbat sich die Erlaubniß, Georgs Atelier zu besuchen, und Olga, die davon gehört hatte, schloß sich ihr an, froh darüber, daß die Erfüllung ihres Lieblingswunsches so unauffällig durch eine

andere Person herbeigeführt worden war. Graf Altenrode war verreist, und Graf Radmer hatte die Aufforderung, die Damen zu begleiten, abgelehnt. Er fürchtete die Gräfin Altenrode wegen ihrer tiefen Bildung und rächte sich damit, daß er ein Zusammensein mit ihr für zu langweilig erklärte.

Georg erwartete die Damen im Atelier. Der alte Mühlberg war, wie immer, wenn derartige Besuche in Aussicht standen, in die Fabrik gegangen. Die Damen kamen, wie es verabredet war, pünktlich um zwölf Uhr. Georg zeigte ihnen seine Arbeiten und vor allem seine unvollendete, große Gruppe. Fast die ganze Unterhaltung wurde von der Gräfin Altenrode geführt, welche mit feinem Verständniß ein sicheres Urtheil abgab, ihre Befürchtungen und Einwendungen geschickt hinter ein aufrichtiges Lob setzte und, wie Georg deutlich empfand, ihm mit jedem ihrer Worte wirklich nützen wollte.

Olga ging anscheinend ruhig neben ihr her, sie prüfte, betrachtete, trat näher und trat wieder zurück, genau wie es die Gräfin machte. Nur einmal mußte Georg rasch einige Lappen von einem Schemel entfernen, auf welchem Olga Platz nehmen wollte. Ihre Bewegungen waren dabei so eigenthümlich, die Wahl des Schemels so auffallend, da wenige Schritte weiter einige saubere Stühle standen, daß Georg in dem Augenblicke glaubte, Olga sei von einem Unwohlsein befallen worden, aber sie lächelte ihn so ruhig und so freundlich an, daß er diesen Gedanken rasch aufgab. Nach einiger Zeit empfahlen sich die Damen, ihn zu seiner bisherigen Thätigkeit und zu seiner Zukunft beglückwünschend.

Die beiden Frauen waren zusammen gekommen, aber da die Gräfin Altenrode noch einige andere Besuche abstatten mußte, so hatte sich Olga ihr eigenes Coupé nachkommen lassen. Georg hatte die Damen bis vor die

Hausthür begleitet, nahm von Beiden die freundliche Aufforderung entgegen, sich bald bei ihnen sehen zu lassen, und die Wagen eilten in verschiedenen Richtungen davon. Der ganze Besuch war nicht während eines Augenblicks über das Conventionelle hinausgekommen.

Jetzt saß Olga in ihrem Coupé, blickte vor sich hin, der Mund verzog sich nervös, schmerzlich, und plötzlich stieß sie einen lauten Schrei aus, sie erschrak über sich selbst, nahm eine andere Haltung an, und ihre Gedanken begannen sich zu ordnen.

Zum ersten Mal in ihrem Leben, zum allerersten Mal, das fühlte sie deutlich, hatte ihr ein Mann Achtung abgerungen. Sie konnte kein kritisches Urtheil über den Werth der Arbeiten Georgs fällen, aber sie hätte doch Jeden verlacht, der ihrer Ansicht, Georg sei ein großer Künstler, entgegen getreten wäre. Niemandem hätte sie klar auseinandersetzen können, woher diese Ueberzeugung

stamme, und jedem Zweifler würde sie in der Ueberzeugung, das höchste Kunsturtheil auszusprechen, erwidert haben: Ich aber glaube an ihn. Besonders von der Gestalt der Althäa in ihrer Hoheit, in ihrem Schmerz war sie tief ergriffen und erschüttert worden. Sie wußte zu gut, daß sie bei der Hinfahrt fest entschlossen war, Alles bei Georg schön zu finden, denn sie liebte ihn, nun aber, da Dasjenige, was sie schön zu finden entschlossen war, ihr wirklich schön, groß und gewaltig entgegentrat, nun liebte sie ihn heiß, inbrünstig, dankbar, ja auch dankbar, weil sie ihn nun auch achten durfte. Mehr hatte sie nicht gewollt auf dieser weiten Erde, mehr hatte sie nicht erhofft von ihrem ganzen Dasein. Wie eine Trödlerin eine schlechte Waare, so hatte sie diese Liebe und Achtung ausgeboten, und wie bei einer Trödlerin hatte ihr eigener Mann Juwelen und Edelsteine, die sie zu vergeben hatte, unbeachtet liegen lassen.

Als sie ihre Wohnung betrat, traf sie im Vorzimmer den Grafen, den Hut in der Hand. Er sagte ihr Adieu, sie erwiderte rasch den Gruß, sie wartete nicht ab, ob er ihr die Hand reichen wollte oder nicht, sie entledigte sich ihres Mantels und Hutes und eilte anf ihr Zimmer. Sie mußte allein sein, sie mußte klar über sich selbst werden. Die Täuschung, daß sie ihre Gedanken nur zur Zerstreuung und um sich ihr Leben erträglich zu machen, auf Georg richte, war längst verschwunden, aber zum ersten Mal fühlte sie jetzt, daß diese Gedanken ihr nicht mehr gehorchen würden und daß Nichts in der Welt sie verhindern könnte, zu ihm zurückzukehren.

Eine unendliche Angst überfiel sie. Sie sah die Pflicht vor sich wie etwas Greifbares, Körperhaftes und empfand doch deutlich, daß sie nicht mehr die Kraft habe, sie festzuhalten. Sie wollte nicht schlecht werden, sie wollte nicht fallen, aber sie brauchte Hilfe.

Sie dachte an ihren Vater, aber welchen Rath, welchen Beistand, welchen Trost hatte sie von ihm zu erwarten? Einmal hatte sie das Gespräch auf den Grafen gebracht und einen Ansatz genommen, dem Vater ihr ganzes Herz auszuschütten, aber Fürst Guranoff, obgleich das Verhältniß zwischen ihm und dem Grafen sich immer gespannter gestaltet hatte, war bei den ersten Worten Olgas entsetzt zurückgefahren. Für ihn war Glück und Geld so vollständig gleichbedeutend, daß er seiner Tochter bei der ersten Andeutung eines ehelichen Zwistes rücksichtslos Unrecht gab; er meinte es dabei innerlich gut, er konnte aus seiner Auffassung des menschlichen Daseins nicht mehr heraus, er wollte wenigstens seiner Tochter das Glück — und das war Geld — bewahren.

Olga suchte und suchte, aber sie fand Niemand, vor dem sie eine Beichte hätte ablegen oder von dem sie Hilfe und Trost hätte erwarten

können. Sie sah immer nur Georg auf der einen und ihren Mann auf der anderen Seite, und so kam es, daß ihre Gedanken schließlich um Beistand flehend bei ihrem Manne Halt machten. Mit ihm wollte sie sprechen, sie wollte sich ihm noch einmal mit ganzer Zärtlichkeit nahen, wenn es zum Aeußersten kommen sollte, ihm Alles sagen, ihr Leid schildern und von ihm Hilfe fordern.

Nachdem der Graf zurückgekehrt war, ging sie zu ihm. Sie fand ihn im Begriff, die Rechnungsabschlüsse seiner Bergwerke zu controliren, sie benutzte diese Gelegenheit, und mit sanften, innigen Worten bat sie ihn, mit ihr nach seinem Gute zu reisen. Der Graf sah sie an und lachte hell auf. Olga ließ sich nicht irre machen, sie fuhr fort:

„Ich weiß, daß Du mir nicht zutraust, mich dort wohl fühlen zu können, aber Du irrst Dich;

damals, als wir von Italien nach Deinem Gute kamen, war der Abstand zu erschreckend; ich war vielleicht auch ungeduldig, das Leben der großen Stadt kennen zu lernen, aber jetzt, Karl, sehne ich mich nach Ruhe. Bitte, reise mit mir dorthin auf wenige Wochen, ich bitte Dich herzlich darum."

Der Graf, der sich gerade augenblicklich in Berlin ausgezeichnet unterhielt und die ganze Bitte seiner Frau als eine Laune auffaßte, war fest entschlossen, nicht zu reisen, andererseits fühlte er seiner Eitelkeit durch das Verlangen seiner Frau, mit ihm allein zu sein, geschmeichelt, und er erwiderte:

„Liebes Kind, ich denke gar nicht daran, jetzt nach diesem verrauchten Nest zu fahren; wir sind im März, das Wetter ist entsetzlich; laß von dem unsinnigen Gedanken ab."

Und da er merkte, welche Enttäuschung sich auf dem Gesicht Olgas malte, setzte er hinzu:

„Sei nicht närrisch, ich verspreche Dir dafür eine Reise nach Paris.“

„Gut, reisen wir, gleich morgen, heute, ich bitte Dich darum,“ sagte Olga rasch.

„Aber was sollen wir im März in Paris? Die Wintersaison ist vorüber und die Frühjahrs-saison hat noch nicht begonnen; Paris ist entsetzlich im März, man friert in den Hotels und erstickt in den Theatern, im Bois ist kein Mensch, der Karneval ist beendet. . . . Aber ich verspreche Dir, wir reisen am ersten Mai. Hier meine Hand darauf.“

Der Graf streckte ihr seine Hand entgegen, Olga faßte sie und sagte wehmüthig:

„Karl, ich brauche eine Veränderung, ich bitte Dich noch einmal, reise mit mir.“

Diese wiederholte Bitte, nachdem er ihr die triftigsten, weltmännischen Einwendungen gemacht

hatte, rief bei dem Grafen nicht den geringsten Eindruck hervor. Es stand bei ihm fest, daß der plötzliche Wunsch seiner Frau ein neuer Beweis der Extravaganz sei, die eben in der Natur der anderen Rasse liege. Er machte sogar eine hierauf bezügliche Bemerkung, und Olga erwiderte sanft:

„Sag' das nicht immer, Karl. Du thust mir weh damit. Die Herzen haben keine Rasse. Es giebt Gefühle, die von allen Menschen verstanden werden, und es ist Unrecht von Dir, das Recht in Anspruch zu nehmen, sie nicht verstehen zu wollen."

Sie faßte die Hand ihres Mannes, und da sie fest entschlossen war, das Zimmer nicht zu verlassen, ohne eine Annäherung an ihren Gatten versucht zu haben, rang sie nach Worten, die ihrer Stimmung gerecht werden sollten. Aber es erging ihr dabei wie fast allen Menschen, die

nach einer langen Ueberlegung und nach einem schweren Gedankenkampf plötzlich zu reden anfangen. Sie setzen unwillkürlich bei dem Hörer eine Kenntniß ihres Innern voraus, und so geschah es auch hier, daß der Graf, ohne sich über den Sinn der Worte Olgas recht klar zu werden, über ihre Leidenschaftlichkeit wirklich erschrak.

Sie hatte seine Hand noch nicht losgelassen, und nachdem sie wenige Worte in einem erzwungen ruhigen Tone gesagt hatte, brach sie plötzlich aus:

„Karl, Du vernachlässigst mich, Du bist schlecht zu mir, ich beschwöre Dich, sage mir ein zärtliches Wort, ich brauche ein zärtliches Wort.“

Sie faßte ihn jetzt bei beiden Händen, ihr ganzer Körper erbebte, ihr Blick traf hilfeflehend seine verständnißlosen, matten Augen, sie sah ein Lächeln um seinen Mund, das ihre Seele ver-

wundete, die Stimme versagte ihr, und sie brach ohne jeden Uebergang in ein krampfhaftes Weinen aus. Wenn der Graf überhaupt noch einen Beweis gebraucht hätte, daß er eine launenhafte, durch ihre Abstammung für ihn unverständliche, vielleicht gar krankhafte Frau geheirathet hatte, so hielt er ihn jetzt für erbracht, er begnügte sich daher mit einigen „Ohs", einigen „Aber, Olga!" und wartete ruhig, bis sich seine Frau von dem nervösen Anfall erholt hatte, den er nach seiner Ueberzeugung in verschiedenen Abarten bei seinen vielen Bekanntschaften schon angetroffen hatte.

Olga wiederum fühlte, daß sie auf ein Verständniß bei ihrem Manne nicht zu hoffen habe, sie raffte sich energisch zusammen und gab ihm für ihre Launenhaftigkeit einen Beweis mehr, indem sie plötzlich in einen ruhigen Conversationston umschlug.

Nach einer Weile trennten sich die Gatten, der Graf mit der Furcht, daß sich diese krank-

haften Zufälle bei seiner Frau öfters wiederholen könnten, Olga mit der Sicherheit, daß sie nie von ihrem Manne eine Hilfe zu erwarten habe. Dennoch gab sie die Hoffnung nicht auf, durch den Einzigen, der dazu berechtigt war, gerettet zu werden. Und dieses zarte, vornehme Geschöpf, bestimmt zum Glück und zur Liebe, zehnfach beschenkt von allen Grazien, begann systematisch um seine Liebe zu werben. Sie unterwarf sich knechtisch seinen Launen und buhlte um seine Gunst, und dennoch trat das Furchtbarste und das Entsetzlichste, was eine Frau erfahren kann, ein. Sie mußte sich klar werden, daß sie ihrem Manne überdrüssig geworden war, nothwendigerweise nach der ganzen Charakteranlage des Grafen überdrüssig sein mußte. Sein Fühlen, sein Denken, sein Streben gehörten der Baronin.

Ihre Feindin kannte diese Natur, sie verstand in ihr eine rastlose Gier wach zu halten, sie wußte, daß diese Natur nicht beherrscht werden

konnte, — dazu war sie zu niedrig — sie mußte geknechtet werden.

Olga fügte sich geduldig in diese trostlose Lage. Sie brauchte diese seelischen Schmerzen, um die anderen Qualen zu übertäuben. Sie fühlte sich dem Wahnsinn nahe, hundertmal griff sie nach der Klingel, um den Dienern zu sagen, daß sie für Georg nicht mehr zu sprechen sei, und hundertmal setzte sie die Klingel wieder hin, bebend vor Hoffnung, daß er kommen werde. Und als er dann endlich kam, nicht planvoll, nicht um irgend einen Zweck zu erreichen, aus wirklicher, wahrer Verzweiflung, trat sie ihm so willenlos, so kalt entgegen, daß Georg seine Gedanken, die er schon seit Wochen in sich trug, bestätigt zu finden glaubte.

Der Besuch in dem Atelier, bei dem Olga so wenig gesprochen, hatte ihn verstimmt, und er sagte sich wiederholt: „Es ist doch nichts anders, sie liebt Dich nicht, sie spielt nur mit Dir,“ und

so sprach Jeder in einem kühlen Tone, Jeder suchte im Gespräch nach Dingen, von denen er wußte, daß sie dem Andern gleichgiltig seien, Jeder wartete geduldig darauf, daß der Andere seiner Liebe den Todesstoß versetzen solle.

Wochen vergingen, die Art der Begegnungen blieb dieselbe. Zuweilen erzählte Georg wohl noch von seinen Hoffnungen, von dem Fortschreiten seiner Arbeit, aber in seinen Worten lag etwas Traumhaftes, als spräche er von einem Andern oder von längst vergangenen Zeiten.

Wer hätte auch den einst so kühnen, muthigen Kämpfer für seine Kunst in ihm wiedererkannt, wenn er stundenlang in seinem Atelier saß, müßig, den Kopf auf die Hand gestützt, sinnend und grübelnd, dann zur Arbeit schreitend, mit Bewegungen, die einem lästigen Zwange zu gehorchen schienen, dann wieder die Werkzeuge wegwerfend, gleichsam zur Erlösung von einer entsetzlichen Qual.

Bei einer dieser Begegnungen geschah es, als wieder Jeder aus den Mienen und den Worten des Anderen neue Bestätigung für seine Meinung, daß er nicht mehr geliebt werde, gezogen hatte, daß Georg seiner Schmerzen nicht mehr Herr wurde und sagte:

„Leben Sie wohl, ich hatte die Absicht, erst im Herbst eine große Reise anzutreten, aber ich fühle, es ist besser, ich reise bald.“

Keine Wimper zuckte an Olga; was er da gesagt hatte, das konnte vielleicht die einzige Rettung für sie sein, sie erwiderte nichts.

Nach einiger Zeit erhob sich Georg, küßte ihr die Hand und ging nach der Thür. Hätte er sie jetzt gesehen, wie sie ihm nachblickte, wie sie sich krampfhaft an der Stuhllehne festhielt, wie ihr Athem flog, als gälte es für sie nur noch wenige Secunden zu leben, er hätte nicht den Muth gehabt, so ruhig nach der Thürklinke zu fassen. Und als sich Georg nun doch um-

wandte, nur, um noch einmal nach dem Orte zu schauen, wo er seinen ersten Liebestraum geträumt hatte, und als sein Blick die Gestalt Olgas traf, da wußten dennoch beide, daß ihr Zwang ein übermenschlicher war.

Georg zögerte, aber plötzlich tönte ihm aus Olgas Munde ein lautes „Nein!“ entgegen, ein markerschütterndes Nein. Eine der Erde zugeschrieene, trotzige Drohung, ein zum Himmel gesandtes flehendes Gebet, ein Hilfe- und ein Jubelschrei zugleich lag in diesem einzigen Wort.

Als hätte sie einen Theil ihrer Lebenskraft in diesem Worte hingegeben, so war sie in einen Sessel gesunken; Georg stürzte auf sie zu, kniete vor ihr nieder und bedeckte ihre Hand mit Küssen. Sie ließ es willenlos geschehen, dann preßte sie ihre beiden Hände gegen die Schläfen Georgs, wandte seinen Kopf zu sich hinauf, sah ihm ruhig und entschlossen in die Augen, und als hätte sie dem Schicksal Etwas abgerungen, was auch ihr,

dem nun doch einmal geschaffenen, dem nun doch einmal lebenden Geschöpfe gebührte, sagte sie halblaut vor sich hin: „Ich bin geliebt.“

Und nun erzählten sich Beide von ihren Qualen und spotteten ihrer Leiden und reizten das furchtbare Verhängniß, denn sie lachten ihm gerade in's Angesicht.

Zwei Tage vor dieser Begegnung war eine Gestalt in dem Hause des Grafen aufgetaucht, die Olga in Baden-Baden und während der Hochzeitsfeier nur flüchtig kennen gelernt hatte, es war der Baron von Korbach, der zu einem kurzen Besuch nach Berlin gekommen war. Sein ganzes Auftreten war so natürlich und jovial, sein breites Lachen und sein Hang, heitere Anekdoten zu erzählen, war so vertrauenerweckend, daß Olga unmöglich auf den Verdacht kommen konnte, ihr drohe in diesem Manne eine Gefahr.

Für den nächsten Tag war Herr von Kor-

bach bei dem Grafen zu Tisch geladen, oder vielmehr er hatte sich in seiner gemüthlich derben Art die Ehre ausgebeten, einmal ganz allein bei seinen einzigen Verwandten zu speisen. Man hatte sich bei Tisch ausgezeichnet unterhalten, man hatte ununterbrochen über die Späße des Vetters aus der Provinz gelacht, und als später bei der Cigarre Herr von Korbach seinem Vetter auf die Schulter klopfte, um ihn in ein anderes Zimmer zu führen, war Olga fest überzeugt, es handle sich um geschäftliche Dinge, die man nicht vor ihr besprechen wolle.

Aber zu welcher Unterredung hatte Herr von Korbach seinen Verwandten eingeladen! Der Graf hielt seinen Vetter einfach für blödsinnig. Seine Frau sollte ihn betrügen! Die Baronin sollte einen Racheplan verfolgen! Er sollte wie ein Gimpel in's Garn gegangen sein! Dieser Vetter auf seinem pommerschen Gute wollte dies Alles wissen!

Und doch klang Alles, was er dem Grafen beibrachte, nur allzu wahrscheinlich.

„War die Baronin nicht berechtigt zu glauben, daß Du sie heirathen würdest?“ sagte Herr von Korbach. „Hast Du an ihre Aufrichtigkeit geglaubt, als sie selbst bei dem Fürsten Guranoff für Dich geworben hat? Sie wußte damals, daß Du Deine jetzige Frau auch ohne ihre Hilfe heirathen würdest, und sie hielt es für klüger, Deine gute Freundin zu bleiben. Mich wollte sie auch dumm machen, aber ich habe sie durchschaut. Sie förderte diese Ehe in der Hoffnung, daß sie unglücklich werden würde. Sie hat sich weder in ihren Voraussetzungen, noch in Deiner Frau getäuscht. Aber darin soll sie sich doch geirrt haben, daß sie nach Deiner jetzigen Frau noch Gräfin Radmer werden könne.“

Die Wahrheit ist, daß Herr von Korbach allerdings in Baden-Baden den Plan der Baronin durchschaut und zu dem einfachsten Mittel ge-

griffen hatte, um über das, was in dem Hause des Grafen vorging, unterrichtet zu bleiben. Er hatte den Kammerdiener Beelitz bestochen, und so war er denn in der Lage, dem Grafen die überraschendsten Mittheilungen zu machen.

Olga saß noch immer im Speisesaal, als die Herren zurückkehrten. Man plauderte noch eine Weile und fuhr dann in die Oper. Olga fühlte sich fast angeregt durch die vielen Aufmerksamkeiten, welche beide Herren ihr an diesem Abend erwiesen. Nichts ließ sie ahnen, daß man dies Alles that, um sie, bis sich ihr Gatte von ihrer Schuld überzeugt, in eine größere Sicherheit zu wiegen.

VII.

Den ersten schönen Frühlingstagen war ein kalter, stürmischer Regentag gefolgt. Von Zeit zu Zeit schlug ein harter Hagelschauer prasselnd gegen die Fenster, als müßte er noch zum Ueberfluß laut verkünden, daß er draußen in den Gärten und Parkanlagen die ersten Keime und Blätter von den Bäumen und Sträuchern geschlagen; und wie ein Seufzer der leidenden Natur folgte ihm ein kurzer, leise heulender Windstoß. Die Menschen auf den Straßen liefen mit hastigem Schritt um ihre Geschäfte zu erledigen und möglichst rasch ihre Wohnungen wieder zu erreichen. Auch in den Zimmern war es dunkel und frostig, und über der ganzen Stadt lag eine melancholische Stimmung.

Olga saß in ihrem Salon, sie blieb unabhängig von diesen äußeren Einflüssen. Was galt ihr dieser entsetzliche Tag? Für sie war er sonnig, warm und hell, denn sie wußte, Georg würde heute kommen. Auf ihrem Gesicht zeigte sich der ruhige, glückselige Zug aller Liebenden, die ihren Gedanken vor dem Bilde des Ersehnten Stillstand gebieten. Sie besonders, sie wollte nicht mehr denken, sie durfte auch nicht mehr denken. Wozu diese wonnigen Bilder verscheuchen? Sie wußte zu gut, hinter ihnen zeigten sich der Schrecken und die Verzweiflung.

Ein Diener trat ein, Olga hob den Kopf, er meldete kurz:

„Eine Frau Mühlberg wünscht die gnädigste Frau Gräfin zu sprechen.“

Olga sah ihn eine Weile wie aus einem Traume erwachend an und fragte noch einmal: „Eine Frau?“ und, nachdem dies der Diener

bestätigt hatte, gab sie den Befehl, die Dame eintreten zu lassen.

Olga wußte nicht recht, was sie aus dieser Meldung machen sollte; unzweifelhaft war es die Mutter Georgs, die sie zu sprechen wünschte. — Die Mutter! — Ein Frösteln überfiel sie. Es war ihr plötzlich, als ob alle ihre Gefühle vor Gericht gefordert wären, als ob diese alle plötzlich klein und winzig geworden, als ob sie sich fürchteten vor einer Majestät, die da kommt, um über sie abzuurtheilen. Und diese Gedanken und Gefühle suchten hastig nach Masken, die sie vor dem gewaltigen Gerichtshof annehmen könnten. — Unzweifelhaft waren der Mutter Georgs häufige Besuche in dem gräflichen Hause aufgefallen. Aber stand es ihr, der hochgeborenen Frau, der einflußreichen Weltdame nicht frei, einen jungen Künstler zu protegiren? Ja, so ging es. Das war die Rolle, die durchgeführt werden mußte. Vielleicht auch — so begann die Phantasie Olgas

wieder zu Gunsten ihrer Leidenschaft zu arbeiten — sucht die Mutter sie nur auf, um hinter dem Rücken ihres Sohnes ihre Mithilfe für eine Anerkennung oder praktische Beförderung seiner Ziele zu erbitten.

Inzwischen war Frau Mühlberg eingetreten. Hätte Olga diese Frau früher gekannt, sie wäre nicht während einer Secunde im Zweifel über den Zweck ihres Besuches geblieben. Auf keinen Gesichtern malt sich der Kummer entsetzlicher als auf solchen, die sonst gewohnt sind, Heiterkeit und Lebensfreude auszudrücken, es ist, als ob er sich entschädigen wollte, daß er dort früher nicht geduldet wurde, und gierig nimmt er Besitz von jeder Muskel, von jedem Nerv, grinsend breitet er seine Gewalt über alle Mienen aus.

Arme Antonie! Was mußte sie gelitten haben, bevor ihre Lippen sich so scheu und fest aneinandergedrückt, bevor ihre munteren klugen Augen sich in die Höhlen zurückgezogen, zum

ersten Male müde vom Betrachten dieser Welt, zum ersten Mal müde vom Weinen über Einen, den sie so innig geliebt.

Die Gräfin begrüßte Frau Mühlberg mit Zuvorkommenheit, forderte sie zum Sitzen auf und fragte nach ihren Wünschen. Antonie zeigte das Benehmen einer Frau, welche fest entschlossen ist, sich nicht befangen machen zu lassen, und ohne sich viel nach rechts oder links umzusehen, suchte sie möglichst rasch das Gespräch in der Art zu beginnen, wie sie es schon seit längerer Zeit bei sich beschlossen hatte. Man merkte ihrer Rede das Eingelernte an, und die sorgfältige Wahl ihrer Worte verrieth noch zuweilen die Tochter des Lehrers.

Sie begann:

„Ich bin die Mutter Georg Mühlbergs und komme mit einer sehr großen Bitte zu Ihnen.“

Die Gräfin, welche in dieser Einleitung eine

Bestätigung ihrer letzten Voraussetzung sah, nickte ihr liebenswürdig zu.

Antonie fuhr fort:

„Georg ist unser einziges Kind, unser Stolz und unsere ganze Hoffnung. Mein Mann hat alle seine Lieblingspläne für die Zukunft fallen lassen, um aus Georg einen wirklichen Künstler werden zu sehen. Unser Sohn war fleißig, seine Fortschritte befriedigten seine Lehrer, und seine ersten eigenen Arbeiten machten Aufsehen.“

„Ich weiß,“ warf die Gräfin hier dazwischen, als wollte sie damit sagen, daß es keiner solchen langen Einleitung bedürfe, wenn es sich darum handle, einen Wunsch ihr gegenüber auszusprechen.

„Georg ist, wie Sie wissen,“ begann Antonie von Neuem in ruhigem Tone, „seit langer Zeit mit einer großen Arbeit beschäftigt, welche seinen Ruf feststellen soll und die für seine ganze Zukunft entscheidend sein muß; Sie können meinem Manne und mir nicht nachfühlen, mit welchem Bangen

und Hoffen wir diese Arbeit verfolgt haben. Sie haben meinen Sohn in seinem Atelier aufgesucht und Sie werden sich überzeugt haben, daß er seine besten Kräfte daran gesetzt hat. Alles schien auch unsere Hoffnungen zu rechtfertigen, da ließ Georgs Arbeitskraft plötzlich nach. Wir glaubten erst, das käme wohl bei jedem Künstler vor, und achteten nicht besonders darauf. Aber seine Abspannung nahm immer mehr zu. Er konnte stundenlang träumend vor seiner Arbeit sitzen und wir merkten bald, daß seine Gedanken ganz woanders waren. Er arbeitete wohl noch dann und wann, aber doch ohne Kraft und ohne Lust, denn am andern Tage zerstörte er wieder, was er vorher geschaffen hatte. Mein Mann, der seine Werkstatt neben dem Atelier Georgs hat, beobachtete ihn fortwährend, aber er konnte den Grund seiner Unlust nicht entdecken. Gestern nun zum ersten Male hat er ihm heftige Vorwürfe gemacht und Georg

hat geradezu häßliche Gedanken ausgesprochen, er redete von Lebensüberdruß, von der Werthlosigkeit der Kunst; und ich sagte mir, die Sache muß ein Ende nehmen."

Die Gräfin, welche bis dahin ruhig zugehört hatte und für die jetzt kein Zweifel mehr bestand, daß sie bald einem heftigen Angriff ausgesetzt sein werde, warf einen scheuen Blick auf die kleine, schmächtige, saubere Frau, sie sah zwei fest entschlossene Augen auf sich gerichtet, und sie erbebte.

„Ja, die Sache muß ein Ende nehmen," fuhr Frau Mühlberg fort, „ich weiß, was meinem Sohne fehlt, ich habe ihn anders beobachtet, als mein Mann, und schließlich bin ich ihm bei seinen vielen Ausgängen gefolgt."

Und plötzlich ohne jeden Uebergang schleuderte sie der Gräfin die wuchtige Anklage einer Mutter entgegen:

„Mein Sohn ist verliebt. Es ist eine un-

erlaubte, eine ganz unberechtigte Liebe. Ich will mein Kind wieder haben, hören Sie, mein Kind. Diese Liebe zieht meinem Sohne die Kraft aus der Phantasie, sie zieht ihm die Kraft aus allen Gliedern. Sie haben die Macht dazu, geben Sie mir mein Kind zurück!“

Die Gräfin hatte während dieser in der größten Erregung gesprochenen Worte keinen Blick von der Frau gelassen, sie fühlte, daß hier keine Heuchelei mehr am Platze war, daß sie sich gegenüber den geheiligtsten Gefühlen zu vertheidigen habe.

Aber in Einem hatte ihr die Frau bitteres Unrecht gethan, Olga wußte nichts von der unglückseligen Wirkung, die ihre Liebe auf Georg ausgeübt hatte. Ihr gegenüber hatte er stets gleichartig von seinen Hoffnungen und Zielen gesprochen, ja sie wußte es ganz genau, er hatte ihr noch vor wenigen Tagen von dem Fortschreiten seiner Arbeit erzählt.

„Ihr Sohn hat mir die Unwahrheit gesagt,“

erwiderte sie jetzt, „ich glaubte sein Werk der Vollendung nahe. Sie sind im Irrthum, wenn Sie mir diesen unheilvollen Einfluß zuschreiben; Sie sind in ihren ganzen Voraussetzungen im Irrthum," fügte sie noch scheu hinzu.

„Ich bin es nicht, ich sehe nur, er liebt und fürchtet Sie schon mehr als seine Eltern; er hat nicht den Muth, Ihnen zu sagen, wohin ihn diese unglückliche Leidenschaft geführt hat. Er fürchtet, Ihre Achtung zu verlieren. Die Achtung seiner Eltern ist ihm gleichgiltig," und hier stieß die Frau einen Seufzer aus, der Olga bis in's Innerste drang. „Leugnen Sie nicht, mein Sohn liebt Sie. Aber was wollen Sie von ihm? Sie sind so reich, so glücklich. Ist es denn wahr, daß es Frauen giebt, die in dieser Art mit Männern spielen?" Und in einen klagenden Ton übergehend, rief sie: „Sie sind so jung, so schön, ein langes, glückliches Leben steht Ihnen noch bevor, ich komme ja nicht, um zu drohen, ich weiß

ja, daß Sie meinem Sohne gegenüber stärker sind als ich."

Olga fühlte sich in einer furchtbaren Weise gedemüthigt. Man sprach zu ihr, wie zu einer Verlorenen, von der man den verirrten Sohn zurückverlangt, die man nicht reizen will, bei der man das Recht und die Moral bei Seite läßt, als fürchte man, sie habe nicht das richtige Verständniß dafür, bei der man nur noch an das Mitleid appellirt. Alles war in ihr in Empörung, und dennoch vermochte sie nicht, in stolzer Sprache zu erwidern.

Was ging in ihr vor? Eine Frau saß vor ihr, die das einzige Glück von ihr forderte, welches sie dem geizigen Schicksal abgerungen. Diese Frau demüthigte sie, sie legte ihr sogar Vieles ganz ungerecht zur Last, dennoch fühlte sie sich zu ihr hingezogen. Es war das Geheimnißvolle in dem rein Menschlichen, das Olga bezwang, das Geheimnißvolle in den menschlichen Sorgen

und Freuden, das die Erdenkinder sich untereinander verstehen läßt, so viel Irrthümer auch immer in den Worten mit unterlaufen mögen. Es war Olga, als müßte sie diese Stunde länger festhalten, als sähe sie in ihrem tiefsten Unglück den ersten Schimmer von Rettung, und aus diesen Gefühlen heraus, so unwillkürlich, wie sie noch nie gesprochen und doch so nothwendig, als könnte es gar nicht anders sein, entfuhren ihr die Worte:

„Glücklich, ich?“

Und plötzlich über sich selbst erschreckend, alle Kräfte sammelnd, sagte sie:

„Sie sollen Ihren Sohn wieder haben, verlassen Sie sich darauf. Sie haben mir selbst das Mittel an die Hand gegeben. Ich werde einen Tag, eine Stunde, nur eine Minute das für ihn sein, wofür Sie mich halten, und er wird zu Ihnen zurückkehren, ganz, ohne je an mich zu denken, höchstens, um mir zu fluchen.“

Ihre Kraft war zu Ende, sie lehnte sich erschöpft in den Sessel zurück, ihre Hände, welche ihre Worte mit raschen Geberden begleitet hatten, fielen schlaff an ihrem Körper herab.

Frau Mühlberg, die zum ersten Mal in ihrem Leben ein derartig vertrautes Gespräch mit einer so vornehmen Dame führte, und die noch bis vor wenigen Augenblicken in der Gräfin eine Feindin gesehen hatte, betrachtete jetzt die junge Frau und sah an dem fieberhaften Zucken der Mundwinkel, an der vollständigen Erschlaffung, die sich über den ganzen Körper Olgas ausgebreitet hatte, daß man mit ihr keine Komödie spiele. Sie hatte gar nicht vorausgesetzt, was ihr jetzt plötzlich zur Gewißheit wurde: nicht nur ihr Sohn liebte, er wurde heiß und innig wiedergeliebt. Sie sah auf das leidende, zarte, von der Natur mit Vorzügen verschwenderisch ausgestattete Geschöpf, und sie wagte kein hartes Wort mehr zu sprechen. Da die Abspannung der Gräfin

nicht enden zu wollen schien, erhob sie sich langsam, ging auf sie zu und sagte leise:

„Leben Sie wohl.“

Die Gräfin streckte ihr matt die Hand entgegen und sprach:

„Ich weiß, ich habe Unrecht gethan an Ihrem Sohn, an Ihrem Mann und an Ihnen. Verzeihen Sie mir. Und später in vielen Jahren, nicht wahr, wenn Alles vorüber ist, dann sagen Sie auch einmal Georg, daß ich nicht so schlecht war, wie ich es nun sein muß.“

„Was wollen Sie thun?“ fuhr Frau Mühlberg erschrocken auf.

„Ihn verlachen, verhöhnen, ihm als das herzlose, kalte Geschöpf erscheinen, für das Sie mich hielten, als Sie hierher kamen. Glauben Sie denn, daß wir uns noch vernünftig auseinandersetzen können? Und ich, ich selbst muß an ein von mir gebrachtes Opfer glauben, das ist das Einzige, was mir noch Kraft geben kann.“

Frau Mühlberg sah Olga an, sie wußte jetzt, daß diese junge Frau unglücklich mit ihrem Mann lebt, aber sie wagte nicht, danach zu fragen. Das leuchtete auch ihr ein, das Verhältniß der Gräfin zu ihrem Sohne konnte nur gewaltsam gelöst werden, aber der Gedanke, daß diese rührende Erscheinung fortan in dem Herzen ihres Kindes gehaßt werden sollte, das überwältigte sie doch, und es war nicht mehr die empörte Mutter, die aus ihr sprach, es war die mitleidige, gutmüthige, ältere Frau, die das neunzehnjährige Kind bei der Hand faßte und leise, fast schmeichelnd sagte:

„Muth, haben Sie nur Muth! Sie sind noch zu jung, um die Gefahr voll zu erkennen, in der Sie schweben. Vielleicht danken Sie mir noch einmal für diese Stunde.“

Olga sah ihr in's Gesicht, aus den Zügen Antoniens war der bittere Gram geschwunden, Freundlichkeit, Milde strahlten ihr entgegen.

„Sprechen Sie weiter,“ sagte Olga, „Ihre Worte thun mir wohl, unendlich wohl.“

„In dem Gefühl recht zu handeln,“ begann Antonie wieder, „habe ich immer Kraft gefunden, kleine Sorgen zu überwinden. Je größer die Sorgen, so denke ich mir, desto stärkender muß dieses Gefühl wirken.“

„Wenn ich Sie immer um mich gehabt, wenn man oft so zu mir gesprochen hätte, wäre es nicht so weit gekommen. Müßte jetzt nicht Alles aus sein, wäre ich nicht gezwungen, Sie nie wieder zu sehen, wie gern würde ich mir von Ihnen rathen lassen. Freilich, das geht jetzt nicht mehr.“

„Nein, das geht nicht mehr.“ Und nach einer Pause, in welcher Antonie sich mit einem ungläubigen Lächeln in dem prächtigen Raume umgesehen, setzte sie hinzu: „Es müßte denn sein, Sie geriethen einmal in die größte Angst und Noth und Niemand in der Welt könnte Ihnen rathen und helfen. Dann kommen Sie zu mir,

denn bei allem Leid, was mir aus diesem Hause gekommen, bei allem Schmerz, den ich in meinem Hause empfunden, Eines wird uns immer wieder versöhnen: Sie haben doch auch mein Kind geliebt, Sie lieben es noch, sonst wären Sie der That nicht fähig, zu der Sie sich entschlossen haben."

Olga schüttelte den Kopf, und mit dem wehmüthig süßen Lächeln einer Märtyrerin, die Hand unwillkürlich gegen das Herz pressend, sagte sie:

„Nein, nein, es ist vorüber, Sie sollen Ihren Sohn wieder haben. Leben Sie wohl."

Nachdem sich Frau Mühlberg entfernt hatte, suchte Olga ein entlegenes Zimmer auf, sie wollte Niemand begegnen, Niemand sprechen. Sie fühlte sich stark und entschlossen, Nichts sollte sie aus dieser Stimmung reißen. Ihre tiefe, innige Neigung aufzuopfern, um Georg seiner Kunst wieder zu geben, das schien ihr ein erhabener Gedanke, an ihm richtete sie sich auf und aus ihm zog sie

ihre ganze Kraft. So harrte sie der Stunde entgegen, in welcher sich Georg endlich melden ließ. Sie empfing ihn liebenswürdig wie immer und versuchte bald dem Gespräch eine heitere Wendung zu geben. Georg fragte sie, was sie in so gute Laute versetzt habe.

„Ich weiß es nicht," erwiderte die Gräfin, „ich habe die letzten Tage zu ruhig verlebt, und ich möchte einmal herzlich lachen."

Und ohne auf Georg Rücksicht zu nehmen, plauderte sie von heiteren Theaterstücken, ausgelassenen Büchern, pikanten Stadtgeschichten und warf dabei so geschickt Alles durcheinander, daß Georg unmöglich folgen konnte. Die plötzliche Frage, wie weit er mit seiner Arbeit stehe, verletzte ihn, weil er seine Kunst an das unbedeutende Stadtgespräch angereiht sah, und weil er sein künstlerisches Streben in der Gedankenwelt Olgas so ganz und gar von seiner eigenen Person losgetrennt fand. Er hatte also recht gethan, sagte

er sich, daß er ihr seine tiefsten Leiden verschwiegen, sie hatte gar kein Verständniß dafür, daß seine Liebe und seine Kunst innig mit einander verwachsen waren, und daß sein künstlerisches Schaffen augenblicklich unter dem entnervenden Einfluß seiner Leidenschaft vollständig brach liegen mußte.

Er wich ihrer Frage mit einigen Worten aus, und Olga beeilte sich, ihm die Schilderung eines Diners zu geben, welchem sie vor einigen Tagen beigewohnt hatte. Sie erzählte ihm, daß es zu Ehren eines Brautpaares stattgefunden, und nachdem sie ihm die Geschichte einer Verlobung zweier Menschen, die Georg gar nicht kannte, und die ihm nicht im mindesten interessirten, zum Besten gegeben, wandte sie sich zum Schluß mit der plötzlichen Frage an Georg:

„Werden Sie sich bald verheirathen?"

Georg sah sie verwundert an und erwiderte nichts.

Olga fühlte genau, daß eine Miene, ein Blick,

ja eine einzige Geberde ihr ganzes Spiel verrathen würde, sie verwandte ihre volle Energie darauf, ihr gleichgiltiges Lächeln, ihr nachlässiges Benehmen festzuhalten.

„Sie haben mir vorhin nicht geantwortet," begann sie wieder das Gespräch, „wie steht es mit Ihrer Kunst, wie weit sind Sie mit Ihrer Arbeit gekommen?"

Georg betheuerte, daß sie leidlich fortschreite.

„Das ist mir lieb," erwiderte Olga, „ich habe mir im Stillen schon Vorwürfe gemacht. Sie haben einen sentimentalen Zug, und wenn Sie manches in der letzten Zeit zu ernst genommen, wenn Sie Ihre Arbeit darüber vernachlässigt hätten, es würde mir sehr leid thun."

Und wieder, bevor Georg eine Antwort geben konnte, unterhielt sie ihn von ihrer plötzlichen Neigung zur Musik, von der Langweile, die sie so oft beschleicht, von der Nothwendigkeit, in ihrem Leben eine Aenderung eintreten zu lassen,

und schließlich behauptete sie, daß sie in den letzten Wochen nervös und leidend gewesen sei, und daß man in diesem Zustand eine Neigung für Thorheiten empfinde, welche man nachher, sobald man wieder gesund geworden ist, aufrichtig bereue.

Georg, für den jedes Wort ein Dolchstoß war, fragte das Einzige, was ihm zu fragen übrig blieb:

„Und Sie befinden sich jetzt wohl?“

„Ich habe mich noch nie so gesund gefühlt, wie heute; es zeigt sich bei mir eine wirkliche Lebenslust, die ich bisher kaum gekannt habe.“

Ohne einen guten Rath in Anspruch genommen zu haben, spielte Olga eine Abschiedsscene, wie sie nicht furchtbarer für Georg erdacht werden konnte, und zwar deshalb, weil sie dem wahren Verlauf solcher Scheidestunden so entsetzlich nahe kam. Er hatte davon gehört, er hatte darüber gelesen, aber er hatte es doch nie für möglich gehalten, daß solche leidenschaftliche Ver-

hältnisse selten durch ein erbittertes oder auch nur vernünftiges gegenseitiges Aussprechen gelöst werden, sondern daß gewöhnlich der eine Theil das ganze Verhältniß plötzlich als nicht vorhanden betrachtet und es dem anderen überläßt, sich mit der ganzen Reue und der ganzen Scham abzufinden.

Georg empfand tief diese Scham. Vergeblich suchte er nach einem früher gesprochenen Wort, an das er hätte anknüpfen können. Seine ganze Situation kam ihm fast verächtlich vor.

Olga hatte erreicht, was sie vorläufig erreichen wollte. Georg mußte auf ihren Ton eingehen, und mit blutendem Herzen erzählte er nun auch in erzwungenem, gleichgiltigem Tone, daß er zwar etwas verspätet, aber mit desto größerer Lust seine Reise antreten werde. Olga gab ihm Recht, betonte ihr Interesse an seiner Gesundheit und seinem Talent, aber mit so sicher gewählten

herkömmlichen Ausdrücken, daß sich Georg nicht mehr halten konnte und plötzlich ausrief:

„Nicht so, ich beschwöre Sie, nicht so! Haben Sie Mitleid mit mir, denn ich liebe Sie noch.“

Olga wandte sich lächelnd ab und sprach:

„Thorheit! Ich sagte es Ihnen bereits, Sie nehmen Alles zu ernst und zu tragisch. Wohin soll das führen? Ich bin mit mir zu Rathe gegangen; da, wo wir sind, können wir nicht stehen bleiben, und dorthin, wohin der nächste Schritt uns führt, werde ich Ihnen nie folgen.“

„Aber ich will keinen Schritt weiter thun, ich verlange nichts von Ihnen, nichts als mich geliebt zu wissen.“

„Eben das muß aufhören, in meinem und in Ihrem Interesse.“

„Muß aufhören? Muß? Dann hat es

also noch nicht aufgehört? Sagen Sie mir, ich beschwöre Sie, hat Alles aufgehört?"

Georg streckte flehend seine Hand aus, Olga machte eine ungeduldige Geberde, nahm die Hand nicht und stand auf. Ueber Georgs Gesicht legte sich eine Todesblässe, er erhob sich gleichfalls. Alles, was von ihr gesprochen worden, hatte ihm wenig gegolten, aber diese einzige, unwillige Geberde sagte ihm genug. Der ganze Stolz des Mannes fing an in ihm zu arbeiten, ein Fluch gegen das herzlose Geschöpf, welches seine Grundsätze, seine Thatkraft über den Haufen geworfen, drängte sich auf seine Lippen; ein verächtlicher Blick traf Olga, sie fing ihn auf. Sie fühlte, ihre Kraft ging zu Ende, aber sie wußte, es konnte sich nur noch um Minuten handeln, und auch diese Minuten mußten ertragen werden.

Georg sagte ihr Lebewohl, er stand dicht vor ihr, er wußte nicht, ob er ihr die Hand reichen sollte oder nicht, und Olga that auch das Letzte,

sie streckte ihm die Hand zuerst entgegen, so gleichgiltig, so ausdruckslos, daß er sie nicht mehr zu drücken wagte. Dann drehte sie sich um, bis sie hörte, daß Georg die Thür hinter sich geschlossen.

Sie hatte ihr Werk vollbracht, ihre Liebe geopfert, um dem Manne seine volle Thatkraft wiederzugeben.

Ihre Liebe geopfert? Nein. Sie hatte ihre Liebe bis zu einer unerhörten Höhe emporgearbeitet. Sie hatte die Verachtung, den Haß des Mannes, den sie liebte, auf sich geladen, um ihn, den Geliebten, zu seiner Kunst zurückzuführen.

Sie fühlte, sie hatte etwas Uebermenschliches geleistet, jede Fiber zitterte noch an ihr, sie brauchte Luft, und sie eilte an das Fenster. Im Begriff, es zu öffnen, fühlte sie ihren Arm von einer riesigen Kraft festgehalten. Sie wandte sich um und sah in das erregte Gesicht ihres Gemahls.

„Laß das Fenster zu," schrie ihr der Graf entgegen.

„Ich brauche Luft."

„Laß das Fenster zu; ich habe Alles gehört. Das Fenster zu! — Einen Skandal wegen eines solchen Menschen! — Thorheit!"

Olga wandte sich mit einem Blick, der hundert Fragen enthielt, zu ihm.

„Wenn Du das Fenster öffnest, so erwartet den Burschen das, was er verdient. Korbach steht unten, ich hatte es mit ihm verabredet. Aber ich habe mich überzeugt, es ist Alles übertrieben. Vor Allem, was Dich betrifft. — Bah! Das kann schließlich jeder Frau begegnen, daß sich solch' sentimentaler Geselle in sie verliebt."

Olga, die bis dahin vom Schrecken gelähmt war, fragte:

„Du hast gehorcht? Wer steht unten?"

„Hätte sich Alles so verhalten, wie es Korbach behauptete, so wäre ich zwischen Euch

getreten, oder ich hätte den Burschen gehen lassen und das Fenster aufgestoßen, das wäre ein Signal für Korbach gewesen, und er hätte ihn gezeichnet."

Dabei machte der Graf eine Bewegung wie Jemand, der eine Reitpeitsche schwingt.

Olga stieß einen Schrei aus. Sie sah im Geist den Mann beschimpft, den sie jetzt mehr, tausendmal mehr als je liebte. Nicht zum zweiten Mal, das fühlte sie deutlich, würde sie den Zwang auf ihre Gedanken ausüben, ihr ganzes Empfinden verhehlen, ihre Bewegungen und Mienen zur Verstellung zwingen können. Sie wandte sich zur Thür.

„Bleib," schrie der Graf, „wenn kein Grund zu einem öffentlichen Skandal vorliegt, und ich auch mit meinen eigenen Ohren gehört habe, daß die Schuld in der Thorheit jenes Mannes zu suchen ist, so denke ich, habe ich doch noch eine Erklärung von Dir zu fordern."

„Jetzt nicht. Ich beschwöre Dich, jetzt nicht,"

rief Olga. „Laß einen Tag, eine Stunde darüber vergehen. Wir können jetzt nicht gerecht sein. Wir beide können es nicht.“

Der Graf vertrat ihr ohne ein Wort der Erwiderung den Weg, und Olga sah ihn mit funkelnden Augen an.

„Ich habe Dich zur Frau genommen,“ begann der Graf, „wahrlich nicht in der Meinung, eines Tages noch Jemand neben mir auf meinen Wegen zu finden oder ihn gar dort zu dulden. Ich habe mich über das elende Leben Deines Vaters hinweggesetzt . . .“

„Mein Vater liebte mich! Alles Andere ist mir gleichgiltig.“

„Deine Wünsche habe ich nie beschränkt, obgleich Du arm warst und . . .“

„Meine achtzehn Jahre wogen Deine Millionen auf.“

„Und wäre es nichts Anderes, so hätten meine Ehre, mein Wappenschild . . .“

„Deine Ehre? Den Theil, der mir davon gebührte, hast Du befleckt. Du allein! Denk' an die Baronin! Dein Wappenschild? Wann, wo hast Du es über mir ausgebreitet, um mich zu schützen?"

„Ich werde fortan Deine Launen zu zügeln wissen. Gleichviel ob sie Deinem Temperament, der Extravaganz, die nun einmal in Deiner Rasse liegt, entspringen oder nicht. Ich werde sie nicht mehr dulden."

Olga war von der Thür weggetreten und stand jetzt vor dem Kamin. Ihre Gestalt war hoch aufgerichtet, nur ihr Kopf war nach vorn gebeugt.

„Meine Rasse?" rief sie. „Zugegeben, es wäre so, ich leugne es bis auf's Blut, aber zugegeben, sie wäre Schuld an Allem — was hast Du gethan, um mich meiner Fehler zu entwöhnen? Hast Du meine Achtung, die ich diesem Hause entgegenbracht, genährt oder auch nur erwidert?

Bist Du meiner Sehnsucht nach einem zärtlichen Worte begegnet? Hast Du mit meiner Jugend Nachsicht gehabt oder hast Du sie geschont? Nein. Du hast mich dem Nichtsthun, der Gedankenlosigkeit überlassen. Du hast mich in meinem Stolze verwundet, ja in meiner Schamhaftigkeit beleidigt. Du hast es gewagt, Deine Geliebte hier im Hause ein- und ausgehen zu lassen, Du hast mich täglich einen Schritt weiter zu dem Abgrund gestoßen, an dem ich heute zitternd Halt gemacht habe. Hast Du nur Mitleid mit Deinem Weibe gehabt, das Du, Du allein in diese Gefahr gejagt? Hast Du wenigstens einen Zweifel empfunden, ob ich kämpfe und ringe, allmächtiger Gott, ringe um die Erhaltung meines Elends, als wäre es mein höchstes Glück! Nein, Du hast neugierig zugeschaut, Dir die Rohheit als Gast zu diesem Schauspiel geladen. — Ihr, Ihr wolltet ihn beschimpfen! Ihn, der nichts von hier mitnimmt als den Schmerz und die Verzweiflung. Hütet Euch!"

Olgas Augen glühten, ihre Nüstern bebten, sie hielt die Hände weit vorgestreckt. Hätte der Graf den Vergleich mit der anderen Rasse nicht zu sehr verbraucht, zum allerersten Male hätte er vielleicht an Olga etwas Absonderliches finden können, denn sie glich dem Kinde der Steppe, welches sich zum Kampf auf Tod und Leben mit dem Wolfe bereit macht.

Der Graf wich zurück und schrie:

„Was geht hier vor? Soll ich meinen Ohren trauen? Was ereiferst Du Dich für ihn? Liebst Du diesen Menschen? Ja oder nein?"

Und Olga, außer sich, schüttelte wild den Kopf und schrie:

„Ich liebe ihn, ja, ich liebe ihn und nur ihn, nur ihn, und aus Liebe habe ich seine Liebe verhöhnt, und aus Liebe habe ich meine Liebe verleugnet. Nun weißt Du es, und nun wird er seiner Kunst gehören und wird Großes schaffen und an Allem, was er geschaffen, werde ich Theil

haben bis in den Tod, denn meine Seele gehört ihm, ihm allein. Du hast sie hinausgepeitscht aus mir. Was übrig geblieben, gehört Dir. Ich weiß es. Ich habe es geschworen. Nimm es!"

Der Graf stürzte auf sie zu, faßte sie beim Handgelenk und war erst keines Wortes mächtig, dann schrie er bebend vor Zorn:

„Elende", und immer wieder von Neuem ihr Handgelenk pressend: „Würdige Tochter Deines Vaters! Ich hätte die Warnungen meiner Freunde hören sollen! Ich hätte es mir selbst sagen müssen! Aber noch bin ich Herr hier. Noch ein solches Wort, und ich jage Dich aus dem Hause!"

Er hatte ihr Handgelenk losgelassen. Olga fühlte nicht den brennenden Schmerz, hörte nicht die schmachvollen Worte, die Verwünschungen, die der Graf unaufhörlich ausstieß. Nur unwillkürlich preßte sie beide Hände gegen die Ohren, als könnte sie damit erreichen, für einen Augen-

blick zur Ueberlegung darüber zu kommen, was sie jetzt thun müsse. Nur eines war ihr klar, daß sie sich tödten würde, wenn sie dieser Mann noch einmal berührte.

Sie sah ihn wieder auf sich zuschreiten mit einem Gesicht, als wollte er einlenken; er trat an sie heran, und sie stieß ihn heftig mit dem Ausdruck unüberwindlichen Abscheues von sich, sie stürzte zum Zimmer hinaus, überschritt den Flur, sie riß die Corridorthüre auf und eilte die Treppe hinab.

Alles Denken, alles Empfinden hatte sich in ein Chaos aufgelöst, und ihre Glieder gehorchten nur mechanisch einem gewaltigen, magnetischen Triebe. Sie stürzte auf die Straße. Der kalte Regen schlug ihr in's Gesicht; sie eilte vorwärts, sie fröstelte und schauderte, sie fühlte, wie ihre Kleider durchnäßt wurden, sie fühlte die erstaunten Blicke der Vorübergehenden, aber sie eilte unaufhaltsam vorwärts.

Sie machte Halt vor dem Hause, in dem ihr Vater wohnte, sie fragte den Portier nach ihm, man sagte ihr, er sei im Club. Ein verzweiflungsvolles Lachen entwand sich ihr, dann eilte sie wieder weiter, als hätte sie vorher gewußt, daß sie hier nur einen nutzlosen Aufenthalt finden werde. Ein halbwüchsiger, dreister Bursche sprach sie mit frechen Worten an, sie wich ihm aus. Sie versuchte ihr Taschentuch über den Kopf zu binden, und dabei immer vorwärts eilend war sie an einer Brücke angelangt. Sie lehnte sich an das Gitter und sah in den schlammigen Fluß hinab.

Wollte sie sich tödten? Nein. Und wenn sie es gewollt hätte, sie hätte es nicht vermocht. Das Leben ist egoistischer als der Mensch, es will gelebt sein. Es beweist es täglich und tausendmal, es will gelebt sein, oft gerade unter den qualvollsten Umständen. Und wenn jetzt in Olga der Gedanke an Selbstmord auftauchte, er konnte

keinen Boden finden, denn ununterbrochen kämpfte in ihr das Leben um sein Recht.

Und inmitten aller wilden, verzweiflungsvollen Gebilde, die sich in ihrer Phantasie herumjagten, zeigte sich immer wieder ein freundlicher, ruhiger Kopf, welcher ihr zunickte: „Komm' zu mir." Ja, dort war das Leben. Von dort aus hatte sie jene Wärme empfunden, welche ein mitfühlendes Herz ausstrahlt. Dorthin fühlte sie sich getrieben, unbewußt, von der ersten Secunde an, als sie die Schwelle ihres Hauses zur Flucht überschritten hatte. Das war das Letzte, was sie thun wollte. Zu ihr, der Mutter Georgs, wollte sie gehen und ihr sagen: „Sieh, Mutter, hier bin ich. Ich habe Wort gehalten, ich habe Dir Deinen Sohn wiedergegeben, aber nun habe ich Niemand mehr auf Erden. Ich bin elend und, wenn es sein muß, will ich sterben, aber vorher soll er doch noch einmal von mir gehört haben, daß ich ihn liebe." Und wieder eilte sie vorwärts, vom

Regen und Wind gepeitscht, und ihre Glieder zitterten vor Frost und Fieber, und endlich erreichte sie doch das Haus, und endlich war sie doch mühsam die Treppe hinaufgestiegen. Ihre Kraft reichte noch hin, um die Klingel in Bewegung zu setzen, sie hörte noch den schrillen Ton, dann brach sie vor der Thür ohnmächtig zusammen.

VIII.

Frau Mühlberg war in ihr Haus zurückgekehrt, wo sie von ihrem Manne sehnsüchtig erwartet wurde. Sie hatte den Gang zu der Gräfin nicht unternommen, ohne ihm vorher Alles zu erzählen, was ihr über die Ursache von Georgs verändertem Wesen bekannt geworden. Sie theilte ihrem Manne ihren Entschluß mit, zu der Gräfin gehen zu wollen, um ihr Kind von dieser koketten Frau zurück zu erobern. Mühlberg schüttelte den Kopf, aber von der Klugheit seiner Frau fest überzeugt, erwiderte er nichts. In ihm gährte nur ein wilder Haß gegen die Person, welche es unternommen hatte, seinen Sohn zu Grunde zu richten. Es stand bei ihm fest, daß es sich bei der Gräfin

um ein elendes Spiel mit seinem Kinde handle. Was sollte es auch sonst sein? Unter Liebe verstand er heirathen, für die Person, die man gern hat, arbeiten und sorgen.

Deshalb war ihm nun auch der Bericht seiner Frau über den Verlauf ihres Besuches in den meisten Punkten unklar.

Wiederholt unterbrach er sie mit der ungeduldigen Frage:

„Ist es aus? Ist es nun also aus?“

Nachdem Antonie dies endlich bestätigte, athmete er tief auf und sagte kurz:

„Das ist die Hauptsache.“

Als nun gegen Abend Georg von seinem Gange zur Gräfin nach Hause kam und, soweit es ihm eben möglich war, seinen Schmerz verbarg, sahen sich die Eltern gegenseitig verständnißvoll an, als ob sie sagen wollten: „Siehst Du, die Sache ist besser gegangen, als wir hofften.“ Aber es wollte doch während des

Abends keine gemüthliche Stimmung in der Familie Mühlberg Platz greifen. Georg wurde immer schweigsamer, er überhörte die Fragen seiner Eltern, lief unruhig im Zimmer auf und ab, wollte ausgehen, setzte sich dann wieder hin, und blieb schließlich auf seinem Platz düsterer und trauriger denn je.

Die Mutter, welche sonst wohl einen Versuch gemacht hatte, ihn zu erheitern, sah ihn nur zuweilen zärtlich und besorgt an. Sie hatte Achtung vor seinem Schmerz, und auch auf Mühlbergs Gesicht zeigte sich ein Ausdruck, der ungefähr sagte: „Dazu zieht man Kinder groß, damit Andere ihnen die Kraft und Lebensfreude rauben! Armer, beklagenswerther Junge!"

Die Situation wurde immer peinlicher. Früher hatte Antonie Georg mit Fragen bestürmt, und obgleich sie sehr gut die Ursache der Veränderung in seinem Benehmen kannte, so hatte sie doch dadurch, daß Georg ihre Fragen abzu-

lenken bemüht war, das Gespräch auf andere Dinge bringen können. Jetzt aber hatten sie, die Eltern, ohne sein Wissen so energisch in sein Schicksal eingegriffen, einen solchen Zwang auf sein Gefühlsleben ausgeübt, daß sie nicht mehr Unwissenheit zu heucheln wagten. Da sie aber heute am wenigsten den Zeitpunkt für gekommen erachteten, ihm zu sagen, was sie gethan hatten, so trat nach und nach jenes entsetzliche Schweigen ein, welches überhaupt kein Unterbrechen mehr duldet.

Mitten in diese Stille hinein tönte plötzlich ein rascher, scharfer Zug an der Klingel. Alle Drei fuhren auf, es entstand eine Pause, jeder fühlte, daß etwas Absonderliches geschehen sei.

Nach einer kleinen Weile öffnete das Dienstmädchen rasch die Thür und zeigte dabei ein so erschrecktes Gesicht, daß Antonie sie beim ersten Wort unterbrach und mit ihr das Zimmer verließ. Antonie eilte mit dem Dienstmädchen zur

Flurthür und blieb dort vor Schrecken gelähmt stehen.

Vor ihr lag Olga, zusammengebrochen, leblos. Die halb aufgelösten, dunklen Haare bedeckten die Stirn und einen Theil der Wangen und ließen die Blässe des Gesichts noch erschreckender und unheimlicher hervortreten. Sie mußte wohl beim Fallen sich haben festhalten wollen, denn der eine Arm lehnte noch an dem Pfosten der Thür, an dem er herabgeglitten war. Die nassen, durch das hastige Laufen in Unordnung gerathenen Kleider vervollständigten das Unheimliche des Bildes.

Antonie hatte sich noch nicht von ihrem Schreck erholt, als der alte Mühlberg und Georg gleichfalls aus dem Zimmer heraus und auf den Flur traten. Georg, der unvorbereitet und ungewarnt bis zur Flurthür gekommen war, wohl in der Vorahnung, daß es sich um einen Unglücksfall handle, aber vollständig unwissend, daß

dieser ihn so nahe betreffen könne, wurde bei dem Anblick dessen, was sich ihm darbot, von einem wirklichen Grausen erfaßt, er taumelte einige Schritte zurück, stieß einen furchtbaren Schrei aus und wollte sich dann in seinem Schmerz über den Körper Olgas werfen. In diesem Augenblicke wurde er von dem Alten umfaßt und gewaltsam von der Flurthür zurückgezogen.

Der Corridor der Mühlberg'schen Wohnung war ein langgestreckter, schmaler Raum; nur in der Nähe der Treppe wurde er durch eine kleine Flamme erleuchtet. In der Ecke, in welche der Alte seinen Sohn zurückgedrängt hatte, herrschte ein Halbdunkel, und dort rangen Vater und Sohn. Sie rangen thatsächlich während einer Minute wie zwei verzweifelte Männer, der Vater mit der riesenhaften Kraft, die noch nie einen Widerstand anerkannt hat, die gewohnt ist, über Alles zu siegen, der Sohn in der vollen Verzweiflung, die seine Kräfte verdoppelten. Georg wollte zu Olga,

er wollte zu ihr niederknieen, er mußte es thun, er hätte in dem ersten furchtbaren Schmerz sein Leben darum gegeben. So entsetzlich, so erschütternd war der Abstand zwischen dem Bilde der hochmüthigen, blendend schönen Frau, die ihm heut fast höhnisch wie einem Lakaien den Abschied gegeben, und dem zarten, leblosen, unglücklichen Geschöpfe, welches er dort soeben erblickt, daß bei Georg vorläufig nicht einmal ein Wunsch nach einer Erklärung über die dazwischen liegenden Umstände und Thatsachen vorhanden war, — sehen wollte er sie, vor ihr niederknien, aus ihren Mienen, aus ihrer Todesblässe eine Antwort ziehen, die jede Erklärung in sich geschlossen hätte, eine Antwort auf seine eine und einzige Frage: Du hast mich also doch geliebt?

Der Alte fühlte, was in seinem Sohne vorging. Eine furchtbare Eifersucht bäumte sich in ihm auf. Er wollte seinen Sohn nicht dort niederstürzen sehen. Nicht der Vater allein, der

Vertreter der legitimen, durch die Ueberlieferung geheiligten Gefühle rang mit Georg. In ihm waren fünfzig Jahre der Rechtschaffenheit verkörpert. Nichts in ihm war Theorie, er hatte die Beweise, er selbst war der Beweis dafür, daß Arbeit und Ehrbarkeit zum Glücke führen, daß dieses Glück eine legitime Liebe, einen häuslichen Frieden zeitigt, so sicher wie ein gesunder Baum Blätter, Blüthen und Früchte trägt. Und nun, das fühlte er instinctiv, sollte es aus sein mit diesen Grundsätzen. Nein, was zwischen den Beiden vorgegangen, das verstand er nicht. Er hatte doch gewiß treu und wahr geliebt, aber diese Liebe hatte sich nicht nur in alle Verhältnisse des Lebens einfügen lassen, sie hatte sie sogar stets verbessert und verschönert. Und nun sollte es eine Liebe geben, eine wahre Liebe, die solche Macht besitzt, daß sie alle Verhältnisse umstößt, alle Grundsätze und im Nothfall sogar die Zuneigung der Eltern zu dem eigenen Kinde

vernichtet, — an eine solche Liebe glaubte er nicht.

„Laß mich los, sie stirbt, Vater, sie stirbt,“ rief Georg, der sich vergeblich den Armen des Vaters zu entwinden suchte.

„Wenn Du mir versprichst, Dich nicht zu rühren.“

Georg gab jeden Widerstand auf. Der erste, furchtbare Schmerz hatte in ihm ausgetobt, er lehnte sich matt gegen die Wand, während der Alte einige Schritte zu der Flurthür machte.

Antonie und das Dienstmädchen waren neben Olga niedergekniet, sie hatten den Oberkörper der Leblosen gehoben und der Kopf Olgas ruhte nun in dem Schoße Antoniens. Mühlberg war herangetreten und sah seine Frau fragend an. Antonie schwieg und hielt sogar in ihren Bewegungen inne. Es entstand eine Pause. Mühlberg wußte sehr gut, was die beiden helfenden Frauen von ihm erwarteten. Sie sprachen es nicht aus, weil

sie zu sicher annahmen, daß er es ohne jede Bitte thun werde. Er hatte sich zu Olgas fahlem Gesicht hinabgebeugt und betrachtete es lange. Er richtete sich auf, schüttelte den breiten Kopf und beugte sich doch wieder hinab. Aus diesen leidenden und doch so reinen, schönen Zügen mußte wohl Etwas zu Mühlberg gesprochen haben, was ihn in seinem Glauben irre machte, denn wiederholt strich er sich mit der Hand über die Stirn und durch das Haar.

„Eine Unglückliche ist vor der Thür unseres Hauses zusammengebrochen," begann Antonie jetzt sanft, „wir müssen nach Hilfe schicken und sie fortschaffen lassen, oder wir selbst müssen sie aufnehmen."

Mühlberg antwortete in einem gurgelnden Ton, der seinen inneren Kampf und seine tiefe Erregung verrieth:

„Schon gut, schon gut."

Dann gebot er mit einer leichten Handbe-

wegung den Frauen zurückzuweichen, und sich niederbeugend, Olga mit seinen beiden starken Armen hebend, trug er sie selbst über die Schwelle seines Heims. Er trug sie durch den Corridor und durch verschiedene Räume bis in das Schlafzimmer und legte sie behutsam auf ein Sopha, das dem Bett seiner Frau gegenüberstand; dann verließ er, ohne ein Wort zu sagen, das Zimmer.

Den Anstrengungen der beiden Frauen gelang es endlich, Olga wieder zum Bewußtsein zu bringen. Sie lag noch immer da, durchnäßt, frierend, in Pausen von wenigen Secunden am ganzen Körper erzitternd. Ihr Mund bewegte sich krampfhaft, man sah ihr an, daß sie sprechen wollte, aber die Muskeln gehorchten ihr nicht mehr, bei dem geringsten Zwang, den sie ihnen anthun wollte, schlugen ihre Kinnladen klappernd aneinander, und willenlos lehnte sie sich wieder zurück.

Die beiden Frauen rissen Olga die triefenden

Kleider ab. Das Mädchen trocknete die Haare mit Tüchern, während Antonie Decken auf Olga warf und die verschiedensten Anordnungen in dem Zimmer traf. Sie hatte dabei eine so entschlossene und doch mildthätige Miene, als wollte sie immer sagen: „Das Vergangene gehört nicht hierher." Sie vermied sogar möglichst das Anschauen von Olgas Gesicht, aber schließlich war es doch nicht zu vermeiden, daß ihre Blicke die der Leidenden trafen, und sie sah, wie Olga immer noch Anstrengungen machte zu reden. Und jetzt schien es auch, als ob die Kranke die Sprache wieder gefunden hätte, sie öffnete den Mund, aber kein Wort kam über ihre Lippen, nur einen unverständlichen Laut stieß sie hervor, und aus ihren Augen brach ein heißer Thränenstrom.

Frau Mühlberg nahm wieder eine Haltung und eine Miene an, die ungefähr sagte: „Das wird schon Alles später erledigt werden," und, indem sie ihr die Hand auf die Stirn legte, sprach sie gutmüthig:

„Nun, nun!“

Inzwischen war es den beiden Frauen gelungen, Olga in das Bett der Frau Mühlberg zu bringen, und damit schien für Antonie die ganze Situation eine gegebene, eine für ihre Begriffe unabänderliche. Sie gehörte zu der Mehrzahl der Frauen, auf welche ein leidendes Menschenkind einen gewissen, eben nur von Frauen gefühlten Reiz ausübt, einen Reiz, der ebenso gut auf die Freude am Pflegen als auf das Mitleid mit dem Kranken zurückgeführt werden kann.

Sie lief behende im Zimmer umher, sie klopfte mit kundigen Schlägen das Deckbett zurecht, eilte durch die Küche in die Speisekammer, traf mit sicherem Blick die Auswahl unter den verschiedenen Hausmitteln, eilte wieder in das Zimmer, setzte sich an's Bett und sah nun zum ersten Mal Olga fragend an, als wollte sie sagen:

„Nun sind wir in Sicherheit, nun kannst

Du reden, nicht viel, aber Du darfst sprechen," und Olga begann wirklich zu reden:

„Verzeihen Sie mir!" und sich auf den Arm stützend, sich erhebend, fuhr sie fort: „Ich habe Wort gehalten. — Ich habe Alles gethan, was ich Ihnen versprochen." — Und plötzlich zurückfallend schloß sie: „Ich bin so unendlich unglücklich, so unendlich. Ich möchte sterben."

Antonie legte wieder die Hand auf ihre Stirn und sagte nur:

„Nun, nun!"

Und als Olga von Neuem zu sprechen anfangen wollte, drückte sie ihr leise den Mund zu, und sagte mild:

„Später!"

Der furchtbaren Aufregung in Olgas Körper folgte die nothwendige Abspannung. Sie lag da, das Gesicht zu Antonie gekehrt, die Augen fest auf sie gerichtet, als käme ihr aus den ruhigen Zügen Antoniens Trost und Hilfe. Sie fühlte,

wie ihr Körper sich nach und nach erwärmte; die von Zeit zu Zeit noch von Frost geschüttelten Glieder wurden ruhiger, dehnten sich und suchten eine bequemere Lage.

Sie nahm willig Alles, was ihr Antonie bot. Ein Gefühl, halb Sicherheit, halb Müdigkeit, überschlich sie, die Bilder der Angst und des Schreckens verließen sie, und Erinnerungen aus ihrer frühesten Kindheit gaukelten vor ihren Augen.

Sie fühlte sich klein und unbeholfen, sie sah sich zu Bett gebracht von einer schönen, liebenden Frau, sie fühlte sich gestreichelt und getröstet. Ja, sie erinnerte sich sogar, wie sie damals noch ein klein wenig mehr seufzte, als es nöthig war, nur um von ihrer lieben Mutter noch mehr geküßt und geschmeichelt zu werden. Und plötzlich verschwanden diese Bilder, und sie sah die Frau wieder, der sie sicher den herbsten Schmerz in ihrem Leben bereitet hatte, und sie brach wieder in Thränen aus. Aber diesmal war es das

ruhige, stille Weinen, welches den Schmerz fast körperhaft ausstößt. Und wieder verfiel sie in einen Halbschlummer, Bilder aus der Wirklichkeit und der Vergangenheit jagten durcheinander; wieder tauchte das Bild ihrer Mutter auf. Eine schöne, schlanke Frau, die ihr gute Lehren gab, dabei ihr Gesicht zu einem bitterbösen Ausdruck zwang, obgleich sie eigentlich herzlich lachen wollte. Sie hatte ihr eingeschärft, sich artig und ruhig bis zu ihrer Rückkehr zu verhalten, dann bestieg sie das Pferd und jagte in die weite Steppe hinaus, bis dorthin', wo die Sonne an jedem Abend den Himmel in Brand steckt. Sie träumte, sie riefe: „Liebes Mütterchen, nimm mich mit zu dem rothen Feuer, oder bleib bei mir!" Sie streckte sehnsüchtig die Hand nach ihr aus . . . Sie erwachte. Ihre Hand ruhte in der Antoniens. Sie sah wohl noch zwei besorgte Augen auf sich gerichtet, dann lehnte sie müde den Kopf zurück, willenlos mit dem einzigen Bewußtsein, daß ihre

Kraft, die Dinge zu unterscheiden, zu Ende gehe. Und es verstrichen auch nur wenige Secunden, dann lag Olga in tiefem Schlaf. Ihr Athem war kurz und heftig, ihre Stirn glühte, die Finger waren krampfhaft zusammengepreßt. Für Antonie gab es keinen Zweifel mehr, es war der Schlaf der nun ausgebrochenen, vielleicht gefährlichen Krankheit.

Jetzt zum ersten Male erhob sich Antonie, ging, nachdem sie dem Dienstmädchen leise bedeutet hatte, bei der Kranken zu bleiben, hinaus und in das Zimmer, in welchem sich die beiden Männer aufhielten.

Dort hatte eine Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn stattgefunden. Die so plötzlich eingetretene Katastrophe machte jede Geheimnißkrämerei überflüssig. Der Alte erzählte Georg, wie er seine Abspannung und seinen Mißmuth beobachtet, und welchen Schritt schließlich die Mutter unternommen, um ihn gewaltsam von

dem Untergange zu retten, der ihm durch seine Leidenschaft drohte.

Georg hatte wenig erwidert, er sah nur den Abschluß vor seinen Augen, Olga war in dem Hause seiner Eltern mit ihm unter einem Dache. Der Alte bestürmte den Sohn mit Fragen. Ohne Ueberhebung und Großsprecherei betonte er sein eigenes, rechtschaffenes Leben. Er beschuldigte Georg, denn eine andere Erklärung fand er jetzt für alle diese Umstände nicht mehr, der Anwendung von Verführungskünsten, des Benutzens der Unerfahrenheit Anderer. Er fand für die Schilderung seines Schmerzes solch einfache und doch dabei ergreifende Worte, daß Georg während einer ganzen Zeit überhaupt nichts zu sagen wagte. Als aber der Alte in seinen Beschuldigungen nicht nachließ und in seinen Vorwürfen immer heftiger wurde, stand Georg auf, und dem Vater fest in die Augen sehend, sagte er:

„Ich schwöre Dir, Vater, ich habe keine

Verführungskünste angewandt. Ich wäre heute nicht im Stande, Dir zu erklären, wie dies Alles gekommen. Ich weiß nur, ich sah sie, ich liebte sie, ich liebe sie noch, und ich gehe an dieser Liebe zu Grunde."

In diesem Augenblick war Antonie eingetreten und sich von dem Sohne abwendend, ging der Alte zu ihr. In einer Ecke am Ofen standen die Beiden. Er, der Riese, und sie, die kleine, schwächliche Frau, führten flüsternd ein Gespräch. Sie mußte ihm absonderliche Mittheilungen machen, denn der Alte hörte in der größten Spannung zu. Antonie war der Anwalt Olgas geworden, der natürlichste, der wirksamste, denn die Frau sprach für die Frau. Sie flüsterte weiter, und nur zum Schluß des Gesprächs, als Antonie, wie um Etwas näher zu bezeichnen, auf ihr Handgelenk deutete und leise sagte: „Er hat sie geschlagen," fiel das erste, laute Wort von Seiten Mühlbergs:

„Schuft!"

Antonie legte den Finger auf den Mund, warf einen Blick auf Georg und ging wieder in das Zimmer, wo die Kranke lag.

Der alte Mühlberg ging ruhig auf seinen Sohn zu und sagte:

„Geh' auf Dein Zimmer, Georg.“

Und als Georg keine Anstalten machte, ihm zu folgen, sagte er ohne Zorn:

„Gehorche, sie ist jetzt in meinem Hause. Wir werden sehen.“

Und so sicher fühlte er sich in seinem Gerechtigkeitsgefühl, daß, als ob es gar keine öffentliche Meinung, weltliche Gerichte und gräflichen Anhang gäbe, er immer nur vor sich hin sprach: „Wir werden sehen,“ und, anscheinend um sich selbst zu bestärken, fügte er ein „Oho!“ hinzu, ein trotziges, männliches „Oho!“ und dann wiederholte er wieder: „Wir werden sehen.“

Antonie war in das Schlafzimmer zurückgekehrt, sie sah prüfend auf die Kranke, um zu

entscheiden, ob sie in der Nacht nach einem Arzt schicken sollte oder nicht, sie fand, daß sich die Finger Olgas ein wenig geglättet hatten; der Athem, obgleich noch heiß, ging regelmäßiger. Befriedigt blickte sie auf die Leidende, zum ersten Mal betrachtete sie mit Ruhe das edle, schöne Profil. Sie sah auf die sanften, guten Züge und sprach unwillkürlich vor sich hin:

„Armes Kind!"

Hatte es Olga gehört oder giebt es wirklich eine Einwirkung des Betrachtenden auf den Schlummernden? Kann man mit Wünschen Einfluß auf Träume ausüben?

Olga machte mit der Hand eine Bewegung nach ihr, Antonie beugte sich über sie. Olga öffnete leicht die Augen, umschlang den Hals Antoniens, und mit einer unendlichen Süße, als hinge ihre ganze Seligkeit an einem Worte dieser Frau, fragte sie:

„Vergeben Sie mir?"

Und überwältigt, so unwillkürlich, wie nur eine Frau zu einer Frau sprechen kann, so verständlich, wie nur eine Mutter erwidern kann, sagte Antonie nickend:

„Ja, ich habe Alles vergeben."

Und Olga schloß wieder die Augen und sank beseligt in die Kissen zurück.

In dem Krankenzimmer, in der ganzen Wohnung Mühlbergs herrschte nun die größte Ruhe. Nur einmal wurde sie durch ein kurzes, gereiztes, halblaut geführtes Gespräch an der Flurthür unterbrochen.

„Und Sie haben sie, ohne nach Recht und Sitte zu fragen, in Ihrem Hause aufgenommen?" sagte am Schluß dieses Gespräches zu Mühlberg ein Herr in den besten Jahren, der sich ihm als Herr von Korbach vorgestellt hatte.

„Ja," erwiderte Mühlberg kurz.

„Und Sie bedenken nicht die Folgen?"

„Nein."

„Und Sie fragen nicht nach der öffentlichen Meinung?“

„Nein.“

„Und Sie werden mir keine weitere Auskunft geben?“

„Nein.“

„Und Sie werden mir auch keine Gründe dafür anführen, warum Sie sich auf die Seite der Gräfin stellen und die Folgen der Thorheiten Ihres Sohnes auf sich nehmen?“

„Doch! Ich werde Ihnen Gründe angeben. Weil ich nicht gewohnt bin, Unglückliche von meiner Schwelle zu stoßen. Weil ich mit einer Leblosen keine Unterhaltung führen konnte. Weil ich Herr in meinem Hause bin und mich durch Fremde zu keinen Entschlüssen drängen lasse, so lange meine Ansichten über eine Sache noch nicht klar geworden sind.“

„Sie werfen sich also zum Richter in dieser Angelegenheit auf?“

„Jawohl, so weit sie mich, meinen Sohn, meine Familie betrifft. Und ich werde mich vorläufig nicht irre machen lassen. Von Niemand, verstehen Sie wohl, von Niemand. Eine kranke Frau wird in meinem Hause gepflegt. Gut, sie wird gepflegt werden, bis sie gesund geworden. Eine unglückliche Frau hat in meinem Hause Schutz gesucht. Gut, sie wird diesen Schutz finden, wenn sie ihn verdient. Darum handelt es sich. Das ist die Frage. Verdient sie ihn, so soll sie ihn finden gegen Jedermann. Verlassen Sie sich darauf! Basta! Hollah!"

Diese beiden eigenthümlichen Ausrufe am Schluß seiner Rede waren hervorgerufen durch die Haltung und den Gesichtsausdruck des Herrn von Korbach, die ihn reizten. Mühlberg steckte jetzt die Hände in die Hosentaschen, nicht etwa, um gleichfalls eine nichtachtende Haltung anzunehmen, sondern wirklich aus Vorsicht; er konnte nicht für alle seine Bewegungen einstehen, wenn

man sein Unabhängigkeitsgefühl antastete, oder wenn man ihn über die Achseln ansah.

„Wir werden sehen," sagte Herr von Korbach, sich zum Gehen wendend und zum Abschied den Hut mit auffallender Sparsamkeit lüftend.

„Jawohl, wir werden sehen," antwortete Mühlberg, die Thür hinter Korbach mit einer gewissen verschwenderischen Schnelligkeit schließend.

Mühlberg hatte erregt den Corridor durchschritten, aber in der Nähe des Krankenzimmers hob sich seine mächtige Figur auf die Zehen, und leise mit komischer und doch rührender Ungeschicklichkeit tappte er in das Zimmer seines Sohnes, wo ihm für diese Nacht ein Unterkommen bereitet war.

IX.

Die Wirkung der Flucht Olgas auf den Grafen war genau die, welche seiner ganzen Charaktaranlage entsprach. Die Thatsache, daß ihn seine Gemahlin verlassen hatte, machte durchaus keinen erschütternden Eindruck auf ihn. Hätte er Zeit gehabt, sich seinen Gedanken ganz hinzugeben, wer weiß, ob diese nicht bald vor einem neu zu beginenden, tollen Junggesellenleben Halt gemacht hätten. Aber vorläufig arbeitete etwas Anderes mächtig in dem Innern des Grafen, es war der sich vor der Schande, vor dem Urtheil der Welt fürchtende Egoismus. Nicht während einer Minute beschäftigte er sich mit der Gräfin, es gab nur die eine Frage für ihn: Wie hatte er sich jetzt zu verhalten?

Wie hatte er sich der Welt gegenüber zu benehmen? Wie ist das ganze volle Recht auf seine Seite zu bringen? Nicht das Recht der Gesetze, das war durch die Flucht Olga's bedingungslos auf seiner Seite, aber wie ist die öffentliche Meinung so für ihn einzunehmen, daß sein Name, seine Stellung, seine gesellschaftlichen Beziehungen, kurz Alles, was mit seinem Ich zusammenhing, nicht unter diesem Ereigniß leiden? Das beschäftigte ihn während Herr von Korbach es übernommen hatte, Nachforschungen darüber anzustellen, wohin sich die Gräfin gewandt hatte.

Herr von Korbach kehrte zurück. Mit einem Achselzucken, das wehmüthig sein sollte, bestätigte er die schlimmste Voraussetzung, Olga war im Hause Mühlbergs — der große öffentliche Skandal war unausbleiblich.

Noch in derselben Nacht wurde Fürst Guranoff aus dem Club zu dem Grafen geholt. Unumwunden, ohne jede Schonung bei der Wahl

der Worte wurde ihm die Flucht seiner Tochter mitgetheilt. Verächtliche Vorwürfe wechselten mit anscheinend ruhigen Worten, welche stets andeuteten, an der ganzen Sache ist nichts Wunderbares, es mußte so kommen, wie es gekommen ist. Der Fürst wagte kaum ein Wort zu erwidern. Sein Leben erschien ihm längst werthlos, nun war auch das Leben seiner Tochter verfehlt. — Er hatte eben kein Glück. Das war stets das Ende seines Gedankenganges, und als er sich spät nach Mitternacht mühsam erhob und vollständig gebrochen die Treppe hinabschritt, schüttelte er immer noch wehmüthig den Kopf und murmelte vor sich hin: „Kein Glück!“ Jeder Begriff einer Schuld, die auf ihn fallen konnte, weil er sein unerfahrenes Kind für diese Ehe bestimmt hatte, blieb ihm fern.

Der Graf und sein Cousin setzten ihre Berathung fort. Es wurde eine vollständige Liste von denjenigen Bekannten entworfen, welche Herr von Korbach am folgenden Tage besuchen sollte,

um ihnen unumwunden, selbstverständlich in einer für den Grafen günstigen Färbung, von dem Vorgefallenen Mittheilung zu machen. Dabei gaben sich die beiden Männer manchmal ganz grundlosen Befürchtungen hin, denn die Theorie von der anderen Rasse hinsichtlich seiner Frau war Dank den Bemühungen des Grafen und der Baronin bereits von verschiedenen Seiten anerkannt worden. Die ganze Welt wußte ferner, daß Olga nicht einen Pfennig besaß, als sie einen der reichsten Adeligen der Monarchie geheirathet; man wußte ferner, daß der Graf sie nie in ihren Ausgaben beschränkt, daß er sogar wiederholt die nicht unbedeutenden Spielschulden seines Schwiegervaters bezahlt hatte. — Was wollte diese Frau mehr?

Herr von Korbach hatte also in den nächsten Tagen die Aufgabe zu erfüllen, bei den Chefs der angesehensten Familien, welche mit dem Hause des Grafen in Verkehr standen, die Sache seines Vetters zu vertreten. Er fühlte sich bereits in seine Rolle

so sehr hinein, daß er in eine ganz sentimentale Stimmung gerieth. Während sein sonst breites, derbes Organ einen quiekenden Fistelton annahm, drückte er dem Grafen immer von Neuem sein tiefes Bedauern darüber aus, daß dieser, der gutherzigste Mann der Welt, stets von den Frauen betrogen worden sei. Denn darauf kam es jetzt an, nachdem die Gräfin unschädlich gemacht war, — den Hauptschlag gegen die Baronin zu führen.

Und immer deutlicher setzte er dem Grafen auseinander, daß Frau von Mering die Ehe mit Olga nur in der klugen Voraussicht zusammengebracht habe, daß sie nothwendiger Weise so enden müsse, wie es der letzte Tag bewahrheitet hatte. Und immer klarer bewies er ihm, daß, wenn er nicht aus der Ferne die Ereignisse richtig beobachtet und zur bestimmten Zeit energisch eingegriffen hätte, der Graf unrettbar in das Garn dieser schlauen Kokette gegangen wäre, das heißt, ihr über kurz oder lang doch seine Hand angeboten hätte.

Er brachte dies Alles so treuherzig vor, er wählte in einem gemüthvollen Tone so vernichtende Bezeichnungen für Frau von Mering, daß der Graf schließlich in die Verurtheilung aller Frauen einstimmte, und bei den Verwünschungen, die er über sie ausstieß, auch die Baronin mit einbegriff.

Es war bereits gegen Morgen, als sich die beiden Männer von einander trennten. Wer ihre Umarmung mit angesehen hätte, der hätte wirklich glauben können, der Seufzer des Herrn von Korbach, welcher eigentlich nur eine hoffnungsvolle Anfrage an das Schicksal war, ob es nun wohl eine Möglichkeit gebe, das Vermögen des Grafen bald zu erben, und der andere Seufzer des Grafen, welcher theils der Müdigkeit, theils dem mit der Höflichkeit zusammenhängenden Erwiderungszwange entsprang, wären echt gewesen.

Herr von Korbach, in sein Hotel zurückgekehrt, suchte nicht das Bett auf, er erwartete den Tag in fieberhafter Unruhe, und sobald ihm die

vorrückende Zeit gestattete, wenigstens einen der vornehmen Bekannten des Grafen aufzusuchen, beeilte er sich, seine Mission zu erfüllen.

Mit dem ersten an einen Fremden gerichteten Wort war der Graf von der Gräfin getrennt. Gegen zwölf hatte er bereits vier solcher Besuche erledigt und es kam nun die Zeit, zu welcher er sich nach der getroffenen Verabredung nochmals zu Mühlberg zu begeben hatte. Aber schon seit Stunden zog ihn ein eigenthümliches Etwas nach einer andern Richtung. Ein Gemisch von Schadenfreude und Siegesbewußtsein nährte in ihm den Wunsch, die Baronin zu sehen. Er lenkte seine Schritte nach ihrem Hause, und kurz darauf befand er sich in dem Boudoir der Frau von Mering.

Er fand dort nicht mehr dieselbe stolze Frau, welche er in Baden-Baden verlassen. Das stete Brüten, das Fehlschlagen ihrer Hoffnungen, andererseits das, was sie erreicht hatte, das

Fesseln einer Natur, wie die des Grafen, dies Alles hatte sie herabgedrückt. Die Baronin stand jetzt tiefer, und sie stand ihm deshalb näher. Er wiederum war für Frau von Mering nicht mehr der hohle Dummkopf; er hatte sich durch das kühne Eingreifen in ihre Pläne, durch den Beweis, den er ihr geliefert, daß er sie durchschaut hatte, auf das Niveau heraufgeschwungen, auf dem sie sich jetzt befand. Die Beiden verstanden sich vollkommen. Die Baronin sah jetzt in Herrn von Korbach einen Gegner, mit dem sie in erster Linie rechnen mußte. Und sie rechnete einfacher, als der Graf und Herr von Korbach je vermuthet hätten. Eine Ehe mit dem Grafen war jetzt unmöglich, sein Vetter würde sie mit seiner brutalen Schlauheit zu verhindern wissen, das stand fest. Ein fernerer Verkehr mit dem Grafen, ohne die Aussicht, jenes Ziel zu erreichen, reizte sie nicht mehr. Sie hatte ihm auch nie die Demüthigung während des Aufenthalts in Baden=

Baden vergeben, sie hatte sich nur mit der Zeit darüber hinweggesetzt, und es fiel ihr leicht, den Grafen zu opfern. Dann aber kehrte Graf Radmer zu einem Wüstlingsleben zurück, das war unvermeidlich. Ihre Blicke begegneten denen des Herrn von Korbach. Dieser hatte ununterbrochen Frau von Mering betrachtet. Er fand, daß sie noch immer schön war.

Sie führten die Unterhaltung in einem ruhigen, geradezu galanten Tone weiter, und beim Abschied wußten Beide, daß ein Friedensschluß auf einer ganz neuen Basis möglich sei.

Herr von Korbach wandte sich nun nach dem Hause Mühlbergs. Er hatte die bestimmte Weisung, die Leute nicht zu reizen. Er sollte nur, da eine solch kurze Unterredung, wie sie am Tage vorher unter dem unmittelbaren Eindruck der erschütterndsten Umstände geführt worden, nicht ganz maßgebend war, nochmals von Mühlberg die Erklärung mitbringen, daß die Gräfin frei-

willig sein Heim aufgesucht habe, und daß er entschlossen sei, ihr den Aufenthalt dort zu gestatten. Mühlberg gab diese Erklärung unumwunden ab.

Der Graf und sein Anhang hatten sich nicht verrechnet. Die ganze Stadt nahm gegen die junge Frau Partei. Niemals hatte es etwas Frivoleres gegeben als diese slavische Gräfin. Als armes Mädchen von einem reichen, gutmüthigen Aristokraten geheirathet, hatte sie ihm sein Leben verbittert und ihn schließlich in der leichtfertigsten Weise und mit der deutlichsten Absicht, einen ungeheuren Skandal zu provociren verlassen. So hieß es überall, so stand es in allen Zeitungen.

Mühlberg hatte sich in seinem männlichen Trotz das Vertheidigen seiner Ansicht, daß er vorläufig nur einer Unglücklichen beistehe, zu leicht gedacht. Ja, wenn ihm eine entgegengesetzte Anschauung scharf gegenüber getrteen wäre, wenn

man laut mit Gründen gegen ihn gefochten hätte, er würde schon alle Welt überzeugt haben, daß er nicht anders hatte handeln können. Aber man schwieg um ihn herum. Mit den beiden jungen Herrchen, die seine Fabrik erworben, hätte er sich wohl gern einmal ausgesprochen, aber auch sie schwiegen beständig. Selbst bei seinen Arbeitern fiel ihm eine Veränderung auf, sie sahen sich öfters nach ihm und seinem Sohn um, tuschelten mit einander und nickten sich bedeutsam zu.

Noch schlimmer wirkten die Artikel und Notizen in den Zeitungen bei ihm nach. Er hatte, wie die meisten Menschen, nie etwas mit der Oeffentlichkeit zu thun gehabt. Er fühlte einen Stich in der Brust, als er zum ersten Mal in dem Blatt, welches er während Jahrzehnten mit Vergnügen beim Frühstück gelesen hatte, sich und seinen Sohn erwähnt fand. Zwar waren sie nur mit dem Anfangs- und Endbuchstaben

angeführt, aber darüber bestand bei ihm kein Zweifel, daß ihn nun Jeder, wenn er über die Straße ginge, als den nun ganz bekannten M—g in's Gesicht starren müsse.

Und so kam es denn, daß, als es Abend wurde, er unruhig hin und her lief, wiederholt nach dem Hute griff und ihn wieder weghängte und sich dann entschloß, nicht in seine Stammkneipe zu gehen. Es war ihm peinlich, Menschen zu sehen, und dieser starke Mann, der fest entschlossen war, seine Meinung gegen die ganze Welt zu vertheidigen, fürchtete den spöttischen Ausdruck auf einigen banalen Gesichtern.

Die Krankheit Olgas zog sich, ohne daß eine Lebensgefahr vorhanden war, längere Zeit hin. Mühlberg hatte fast täglich eine Unterredung mit seinem Sohne, und so viel Gründe er auch gegen sein früheres Verhalten anführte, Georg warf sie Alle mit einer einzigen Thatsache über den Haufen: er arbeitete, er arbeitete glücklich

und froh mit wirklicher Begeisterung, mit der ganzen, wiedergefundenen Kraft des wahren Künstlers.

Inzwischen war der Tag immer näher gerückt, an welchem Olga das Krankenlager verlassen sollte, und eine Begegnung des alten Mühlberg mit ihr am morgenden Tage war unausbleiblich. Mühlberg schloß sich in sein Zimmer ein und überlegte hin und her, wie er Alles, was er ihr nach seiner Meinung sagen müsse, in Rücksicht auf ihren Zustand schonend vorbringen könne. Es war eine ziemlich lange Rede geworden, die er in sich ausgearbeitet hatte, und er sprach sie am Abend seiner Frau zur Probe vor. Antonie hörte ihm ruhig zu und reichte ihm dann die Hand mit den Worten: „Ja, das ist gut." Er hatte in dieser Rede Niemand die Aussicht auf die Zukunft abgeschnitten, weder seinem Sohne noch Olga ihre Schuld streng vor Augen geführt, und so sah er denn mit Ruhe dem Augenblick der ersten Begegnung entgegen.

Am andern Morgen hatte er in der Mitte des Wohnzimmers Stellung genommen, neben sich seinen Sohn. Nun öffnete sich die Thür zu dem Schlafzimmer, und gestützt auf den Arm seiner Frau trat Olga herein. Die Spuren des Leidens, die niedergeschlagenen Augen, das schlicht herabfallende Haar gaben der Erscheinung etwas unendlich Rührendes. Mühlberg fühlte deutlich seinen Sohn neben sich zittern, er sah Olga auf sich zuschreiten, sie war nur noch zwei Schritte von ihm entfernt. Immer noch hatte sie die Augen niedergeschlagen; wenn er nicht hart, nicht unbarmherzig erscheinen wollte, mußte er jetzt sprechen, und er sprach auch.

Indem er ihr beide Hände entgegenstreckte, brachte er mühsam kämpfend die Worte hervor:

„Du liebst, mein Kind. So sei gesegnet, mein Kind!“

Das war des alten Mühlbergs ganze Rede, und Olga stürzte mit einem Schrei an seine Brust

und lehnte sich an diese Mauer von männlicher Kraft, von menschlich einfachem Empfinden. Und Antonie sah auf ihren Mann, lächelte und nickte ihm unter Thränen zu, als wollte sie ihm bedeuten, daß sie stolz sei, einen solch bedeutenden Redner zum Gatten zu haben.

Nur Georg hatte sich in eine Ecke zurückgezogen, als fühlte er sich zu reich an Glück, als müßte er Anderen einen Theil davon abgeben. Er wagte nicht, Olga von der Brust seines Vaters loszulösen, bis ihn dieser selbst zu sich rief. Zum ersten Mal seit jener furchtbaren, grausamen Begegnung, in welcher Olga ihre Liebe zu ihm verleugnet hatte, sahen sich die Beiden wieder. Sie forderten keine Erklärung von einander, sie wechselten keine Betheuerungen, sie umarmten sich stumm und glücklich.

Die Genesung Olgas war nach wenigen Tagen eine vollkommene, und es handelte sich nun darum, einen bestimmten Plan für die Zukunft

zu fassen. Olga selbst drückte den Wunsch aus, bis ihr Scheidungsprozeß erledigt und die gesetzlich bestimmte Frist vergangen wäre, von Mühlbergs fortzuziehen. Man hatte ihr nicht verschweigen können, wie sehr die öffentliche Meinung gegen sie Partei genommen, und Olga fürchtete, daß sich dieselbe bei ihrem ferneren Verbleiben in Mühlbergs Wohnung nun auch gegen die Eltern wenden würde.

Mann und Frau konnten darüber noch zu keinem rechten Entschluß gelangen, als ein für den alten Mühlberg höchst merkwürdiger Zwischenfall eintrat.

Er hatte wirklich seit jenem Abend die Bierstube nicht wieder betreten. Aber an dem Stammtisch hatte man sich nicht so rasch über das Fortbleiben Mühlbergs beruhigt. Zwar hatte Niemand für den Sohn und für seine Geliebte Partei ergriffen, und der Nachfolger in der Präsidentschaft am Stammtisch, ein sehr angesehener Tapezier,

hatte nur eine mildere Beurtheilung herbeizuführen gesucht, indem er lang und breit erklärte, daß dies bei dem Künstlervolk nicht zu streng zu nehmen sei. Darin aber waren Alle einig, daß man den alten Mühlberg nicht für die Tollheiten seines Sohnes verantwortlich machen könne.

Als nun ein Abend nach dem andern verstrich, ohne daß sich Mühlberg auf seinem gewohnten Platze sehen ließ, wagte der alte Rechnungsrath etwas von einer Deputation fallen zu lassen. Eine Deputation schien diesem im Ministerium Beschäftigten überhaupt das einzig richtige Mittel, um mit Mühlberg über diesen schwierigen Fall in Unterhandlung zu treten. Nach einer Debatte, die sich bis gegen ein Uhr Morgens hinzog, wurde der Vorschlag angenommen. Der Tapezier, der Rechnungsrath und ein Rentier wurden gewählt, um am andern Mittag Mühlberg aufzusuchen und ihn um eine höfliche Erklärung zu

bitten, warum er plötzlich beschlossen habe, ihre Gesellschaft zu meiden. Denn das schien allen Männern als ein überaus feines Mittel, Mühlberg über alles Peinliche hinwegzubringen, wenn man sich selbst als den gekränkten Theil hinstellte.

Am anderen Tage, genau um die festgesetzte Stunde, erschien denn auch die Deputation vor Mühlberg und brachte die angeregte Frage vor. Es hätte schwerlich auf Erden Etwas geben können, was Mühlberg inniger erfreut hätte, als diese einfache Kundgebung der Achtung seiner Mitmenschen. Ohne sich lange mit einer Erwiderung aufzuhalten, drückte er jedem Einzelnen die Hand und sagte sein Erscheinen bereits für den kommenden Abend zu. Ueber die Angelegenheit seines Sohnes war kein Wort gewechselt worden, und der ganze Stammtisch hatte mit einem heiligen Eide gelobt, in Gegenwart Mühlbergs nie das peinliche Thema zu berühren.

Aber das Unglück wollte, daß gerade an dem Tage des ersten Erscheinens Mühlbergs einer der Stammgäste mitten in der Unterhaltung von einem aus der Fremde heimgekehrten Freunde angesprochen wurde, dem er wohl oder übel einen Platz anbieten mußte. Und das Verhängniß, welches über diesem Stammtisch waltete, wollte, daß der vielgereiste Freund das Gespräch auf seltsame Geschichten, die in London und Paris gespielt hatten, brachte und zum Schluß die Wendung brauchte: „Uebrigens kommt dies überall vor,“ und allen Zeichen und Winken zum Trotz fiel der Name der Gräfin Radmer, und die folgenden Sätze bewiesen, daß der Ankömmling derselben Meinung war, welche die ganze Stadt und auch der Stammtisch hegte.

Nun entstand eine kurze Pause; jeder blickte gespannt auf Mühlberg, und dieser öffnete endlich den Mund und sagte:

„Das ist nicht so.“

Wer hätte nicht einmal unter der Macht der Lüge und der Verleumdung gelitten? Wer hätte nicht einmal die Behauptung der berühmten Verleumdungsarie von dem leisen Hauch, der sich zum Sturme steigert, anerkannt? Und die Wahrheit sollte in ihrer Kraft hinter derjenigen zurückstehen, welche die Lüge ausübt? Nein, Mühlbergs einfache Worte: „Es ist nicht so!" sollten sich bald stärker als alle Verleumdung und Entstellung beweisen.

Jeder sah den Anderen fragend an, denn es war undenkbar, daß der ruhige, rechtschaffene Mühlberg die Wahrheit ableugnen würde. Und wieder begann er: „Das ist nicht so," und mit einfachen, klaren, hammerschweren Worten schilderte er den gemeinen Charakter des Grafen, schilderte er die Leiden der jungen Frau, die von einem herzlosen Vater an einen lüsternen Wüstling verkauft worden. Er schilderte ihr Ringen gegen die Gleichgiltigkeit und die Rohheit, schilderte ihr

Opfer, indem sie den einzigen Menschen, den sie liebte, und der sie liebte, verleugnet hatte. Als Mühlberg geendet hatte, war kein Zweifel mehr, daß er ein Dutzend Kämpfer für die Wahrheit geschaffen hatte. Am anderen Tage kamen zu den Männern ihre zwölf Frauen hinzu, welche für die Arme Partei ergriffen. Und da noch an demselben Tage jede dieser Frauen mit zwölf anderen sprach, so waren es bereits über hundert. Immer kräftiger und energischer wurde der Protest innerhalb des Stadtbezirks, in welchem Mühlberg wohnte, und als inzwischen wieder eine Zeitung bei Erwähnung des beginnenden Scheidungsprozesses die Frau mit der ganzen Schuld belastete, da konnte es ein Heißsporn unter den Vertheidigern der Gräfin nicht länger ertragen, und er schrieb einen langen Brief an die Zeitung. Der Brief wirkte so weit, daß man fragte und hörte, und eines Tages hatte die immerhin noch kleine Gemeinde die Freude, ihre Ansicht gedruckt

vertheidigt zu sehen. Immer mehr schwoll der Unwille gegen den Grafen an, und an dem Tage, an welchem der Richterspruch nach dem Wortlaut des Gesetzes Olga die ganze Schuld an der nun herbeigeführten Trennung ihrer Ehe beimaß, schüttelte die öffentliche Meinung dennoch den Kopf und schließlich sprach sie ein lautes Verdammungsurtheil über den Grafen.

* * *

Zwei Jahre waren verflossen. Vor den Procurazien auf dem Marcusplatz in Venedig herrschte ein heiteres Leben. Es war Herbst und eine große Anzahl der Vergnügungsreisenden, welche den Sommer in den Alpen verlebt, hatte den üblichen kleinen Ausflug nach Oberitalien unternommen, und besonders für Venedig hatte sich die beginnende Reisesaison gut angelassen.

Die Sonne war untergegangen und die Fremden gaben sich ihr Rendezvous vor dem

Café Florian. In der bunten, angeregten Menge waren alle Nationen, alle Stände, alle Altersklassen vertreten. Da war der vornehme englische Lord mit seiner Gattin, die von einem befreundeten italienischen Herzog in Sanct Moritz abgeholt und in dessen vierspänniger Chaise den Malojapaß hinuntergefahren waren, als handle es sich um eine Spazierfahrt auf den ebenen Wegen Richmonds, da war der deutsche Professor, der die große Fußtour durch Tirol gemacht und, bevor die Universitätsferien ihr Ende erreicht haben werden, vielleicht noch bis Neapel vorgedrungen sein wird, da war der österreichische Beamte, der, dem Bureau entrückt, sich binnen acht Tagen in Kleidung, Haltung und Manieren zu einem Bewohner eines entlegenen Gebirgskammes verwandelt hatte, da waren sie Alle, Junge und Alte, Schöne und Häßliche, Reiche und Unbemittelte, Alle in freudiger, geselliger Stimmung der klingenden und schmetternden Militärmusik zu-

hörend, welche in der Mitte des Platzes ihre Weisen zum Besten gab.

Durch die offenen Säulengänge der Procurazien ging ein Mann mit einem eigenthümlichen, unsicheren, stampfenden Schritt. Mit blöden Blicken betrachtete er die Schaufenster der Juweliere. Er betrat die Läden, einen nach dem andern. Die Geschäftsinhaber kannten ihn, sie bedienten ihn mit großer Höflichkeit, aber mit einer bei den Italienern sonst unerhörten Nachlässigkeit im Anpreisen der Waaren.

Sie wußten zu gut, daß die Käufe dieses Mannes zwecklos für sie waren, denn sobald der Mann ihre Läden verlassen, trat ein junger Herr ein, der von ihnen Doctor titulirt wurde; dieser machte alle Käufe rückgängig oder zahlte ihnen ein kleines Abstandsgeld. Der Mann überschritt den Platz, ging auf das berühmte Café zu und nahm an einem der kleinen Tische Platz, er machte bei dem Kellner eine Bestellung. Der junge

Doctor trat heran und es entspann sich ein rasches, ziemlich heftiges Gespräch. Augenscheinlich warnte er den Mann vor einem hitzigen und berauschenden Getränk, während dieser auf dem Genuß desselben bestand. Die Unterhaltung wurde lauter, die Umstehenden wandten ihre Blicke nach den Beiden, der Mann nahm eine drohende Geberde an, der junge Arzt verließ ihn. Er ging rasch nach einem der elegantesten Hotels, betrat einen Salon im ersten Stock, setzte sich an den Schreibtisch und schrieb einen langen Brief. Der Schluß lautete: „So mehren sich denn die Anzeichen, welche Sie täglich auf die Nachricht einer plötzlichen Verschlimmerung der Krankheit Ihres Herrn Vetters gefaßt machen müssen." Der Arzt legte den Brief in ein Couvert, adressirte ihn an Herrn von Korbach und suchte den ihm zur Pflege anvertrauten Grafen Radmer wieder auf. Er fand ihn ruhiger und führte ihn nach dem Giardino reale. Dort auf der Terrasse mit der prächtigen

Aussicht auf den Canale grande und Santo Giorgio nahm der Graf Platz, müde, stumpf, fühllos für die nahenden Wunder der anbrechenden, herrlichen Nacht.

Die Fremden bevölkerten den Molo, Jeder glaubte sein bischen Italienisch und die aus der Lectüre gezogene Kenntniß des Volkscharakters gegenüber den Barkenführern im Handeln um den Preis verwerthen zu müssen, aber schließlich wurden sie Alle einig und eine Gondel nach der anderen verließ das Ufer. Der Wiederschein der Laternen und der Lichter auf den gegenüberliegenden Inseln glitzerte auf dem Wasser. Aus der Ferne tönte die heitere Melodie einer Serenade, die einer berühmten Sängerin von einigen begeisterten Verehrern dargebracht wurde. Das sammetartige Wasser der Lagunen schien den Schall zu dämpfen; soviel auch in den Barken gescherzt, geplaudert und gesungen wurde, der Schall wagte sich nicht recht über die Ränder der Gondeln hinaus, als

achte er das stolze Schweigen des in der Trauer über seinen Verfall so erhabenen Venedigs. Immer tiefer sank die Nacht. Lautlos fuhren die Barken aneinander vorüber. Nur der eintönige, langgezogene Ruf der Gondoliere unterbrach zuweilen die Stille. Die Mauern der Paläste waren vom Mondlicht umflossen, und von den Balconen und aus den tausend Bogenfenstern sprach die Weltgeschichte zu den Fremden herab, und die tausend gewundenen Säulen und die Wappenschilder und die morgenländischen Schnörkel erzählten Wahres, und Sagenhaftes und schließlich verband sich Alles, auch das Selbstgesehene, das Greifbare zu einem einzigen, schönen herrlichen Märchen.

Unter dem Rialto fuhr pfeilschnell eine Barke dahin, sie fuhr rascher und stolzer als all die anderen. Der Gondolier drehte sein Ruder kräftiger sein Ruf klang lauter, er fühlte sich vornehmer, er hatte einen Scultore mit seiner jungen Frau

in seiner Barke. Er hatte gleich so Etwas geahnt, als das junge Paar seine Gondel bestieg, denn der junge, kräftige Mann beschrieb ihm selbst so deutlich den Weg, den er nehmen wollte, bezeichnete so sicher die Sehenswürdigkeiten nach ihrem Werth, daß er wohl ein Künstler sein mußte. Und nun hatte er ihm unterwegs noch Dies und Jenes gesagt, was er, der Venetianer, noch nicht gewußt hatte, und was er fortan den Fremden wieder erzählen konnte, er hatte ihm freundlich auf seine Frage geantwortet, daß er Bildhauer sei und mit seiner jungen Frau nach Rom gehe, um die italienischen Künstler zu besuchen, denen sein großes Werk sehr gefallen hat, und die ihm neidlos eine große Auszeichnung zuerkannt hatten. Das war Etwas, diese Fahrt lohnte sich, und deshalb fuhr der Gondolier besser und schneller als alle anderen.

Unter dem Verdeck der Gondel war es ruhig geworden, die junge Frau lehnte ihren Kopf an

die Schulter des Mannes, sie fuhren schweigend dahin.

„Bist Du müde, Olga?“ frug Georg.

„Ja müde, Georg, zum ersten Mal müde vor Glück.“

In Berlin herrschte inzwischen der lebhafteste Verkehr zwischen Herrn von Korbach und Frau Mering. Sie lasen zusammen die Briefe des Arztes und fanden nicht genug Worte des Bedauerns, daß der Graf nach seiner Scheidung den Warnungen seines Vetters zum Trotz sein früheres Wüstlingsleben wieder aufgenommen, welches nun solch traurige Folgen herbeigeführt hatte. Bei der Baronin, welche im Verkehr mit Herrn von Korbach wohl noch ein wenig die lebendige, kokette Frau blieb, zeigten sich doch beim Alleinsein die ersten Spuren von Reue, und während sie niemals ihren Hang für eine gewagte Lectüre ganz überwand, vervollständigte sie ihre Bibliothek immer mehr durch Andachtsbücher. Dieser Hang zur selbst-

betrügerischen Frömmigkeit nahm immer mehr zu, und so kam es, daß nach vielen Jahren eine Frau von Korbach, frühere Frau von Mering, in einer Vorstandssitzung eines wohlthätigen Vereines dagegen protestirte, daß der Frau des berühmten Bildhauers Mühlberg ein Ehrenamt übertragen werde, weil trotz der Achtung, die diese Dame in allen Kreisen genösse, ihre Vergangenheit nicht die genügende Sicherheit biete, daß sie ihr Amt ernst auffassen werde. Frau von Korbach siegte mit dieser Ansicht, denn sie übte eine große Macht aus, weil ihr Gemahl einen sehr reichen Vetter beerbt, und aus Aberglauben, um das Schicksal zu versöhnen, viele Schenkungen an fromme Vereine gemacht hatte.

Lubliner, Hugo,

Die Frau von neunzehn Jahren Roman. - Berlin im Kaiserreich II

Breslau 1887